

Wolf Wondratschek

Wolf Wondratschek, geboren am 14. 8. 1943 in Rudolstadt/Thüringen, aufgewachsen in Karlsruhe. Studierte 1962 bis 1967 ohne Abschluss Literaturwissenschaft und Philosophie in Heidelberg, Göttingen und Frankfurt/M. 1964/65 war er Redakteur der Zeitschrift „TEXT+KRITIK“. Seit 1967/68 freischaffender Schriftsteller. Seine literarische Produktion begann mit Gedichten, die erste Buchveröffentlichung (Kurzprosa) erfolgte 1969. Wondratschek schrieb Hörspiele und publizierte kontinuierlich in Zeitschriften und Anthologien, er arbeitete an Filmskripten und edierte Vlado Kristls „Sekundenfilme“ (1970). 1970/71 Aufenthalt in London, verbunden mit einer Gastdozentur für Poetik an der Universität Warwick. 1977/78 Vortragsreise durch Universitätsstädte der USA. Im Übergang zu den 1980er Jahren Aufenthalte in Mexiko, USA und anderen Ländern für Recherchen im Auftrag verschiedener Zeitschriften. Wondratschek ging zunehmend auf Distanz zum konventionellen Literaturbetrieb, seine Gedichtbände wurden zum Teil im Direktversand Zweitausendeins vertrieben und erreichten hohe Auflagen. Selbst identifizierte er sich immer stärker mit dem Milieu von Show- und Halbwelt, wo er nun seine literarischen Stoffe findet; er zählt zur festen Entourage von Kiez-, Box- und Leinwandgrößen – und wurde schließlich zur Filmfigur: Regisseur Helmut Dietl und Drehbuchautor Patrick Süskind porträtierten ihn als Schriftsteller Bodo Kriegnitz im Film „Rossini oder die mörderische Frage, wer mit wem schlief“ (1997), dessen Untertitel einem seiner Gedichte entstammt. Im richtigen Leben wurde er Vater eines Sohnes, neben München ist seit Mitte der 1990er Jahre Wien sein Wohnsitz. Nach der Jahrhundertwende veröffentlichte er Erzählungen und Romane in verschiedenen Verlagen. Weil kein Verlag für den Roman „Selbstbild mit Ratte“ das von ihm geforderte Honorar bezahlen wollte, verkauft er 2015 das Manuskript an seinen Freund und Mäzen Helmut Meier.

* 14. August 1943

von Otto F. Riewoldt und Isa Schikorsky

Preise

Preise: Leonce-und-Lena-Preis (1968); Hörspielpreis der Kriegsblinden (1969); Literaturpreis der Wilhelm und Christine Hirschmann-Stiftung (2012); Alternativer Büchnerpreis (2017).

Essay

Es spricht sowohl für die Verunsicherung des etablierten Literaturbetriebs Ende der sechziger Jahre wie für die schnelle Reaktionsfähigkeit der belletristischen Verlage, daß parallel zur erstarkenden politischen außerparlamentarischen Bewegung an den Universitäten in der westdeutschen Literatur einige junge Autoren mit recht unterschiedlichen Protesthandlungen erfolgreich debütieren konnten (neben Wondratschek Brandner, Chotjewitz u.a.). Einmal frappte die neue Art der Selbstinszenierung, der „Autor als Botschaft“, das hatte 1966 Peter Handke mit seinem geschickt arrangierten Einstieg in die literarische Öffentlichkeit vorgemacht. Zum anderen konnten die Jungautoren, da die eigentlichen

Protagonisten der neuen Opposition das direkte politische Engagement vorzogen, die Literatur teils für affirmativ, teils für tot erklärten, in den Medien schnell zu den „kulturrevolutionären“ Stellvertretern der neuen alternativen Strömungen werden. Wolf Wondratschek vereinte beides: verquickt mit der Frankfurter APO-Szene (viel kolportiert seine damalige Freundschaft mit Daniel Cohn-Bendit), in Habitus und Gestus die ansehnlicheren Seiten der Protest- und Subkultur verkörpernd und schließlich in seinen Texten nicht ohne formale Brillanz und intellektuellen Anspruch. Bekannt wurde er mit knapper Prosa, Satz-Collagen, die Wirklichkeit aufsplitterten zu lakonischen Einzelbemerkungen, keine zusammenhängenden Geschichten, oft jedoch prägnant „Zustände und Zusammenhänge“ (so ein Titel) bundesdeutscher Gegenwart von links kritisierend: „Der erste SDS-Genosse, der diskutabile Belletristik präsentiert ...“ („Der Spiegel“). Mit dem Scheitern ihres Anspruchs, ihrer Erwartungen vererbte die neulinke Bewegung, und Wondratschek machte den Marsch zur neuen Nüchternheit, der oft zum Marsch in betulich-dogmatische Sackgassen (auch literarisch) wurde, nicht mit. Der Schriftsteller zwischen APO und Pop wandelte sich zum Populärlyriker, ließ seine neuen Bücher wie Rock-Schallplatten vertreiben und wurde zum wohl einzigen deutschsprachigen Rock-Poeten mit Breitenwirkung.

Wondratscheks erste Gedichte, 1965 in Arnfrid Astels „Lyrischen Heften“ erschienen, waren unter anderem Reflexionen über das Schreiben, arbeiteten mit Begriffen wie „Buchstabenlandschaft“, „Wortspalier“, „Prämissen der Feder“. Daneben zeigte sich ein starkes Interesse für Alfred Jarry und dessen „Pataphysik“. Die Bezüge zur sprachexperimentellen, sprachreflektierenden Literatur sind aber früh mit kritischen, aufklärerischen Absichten verbunden. Deutlich wurde dies in der Rede Wondratscheks anlässlich der Verleihung des Leonce-und-Lena-Preises 1968 (er war der erste Träger dieser Aufzeichnung für das beste nichtveröffentlichte Gedicht eines neuen Autors): „(...) gehen wir ins Detail und auf die Straße, kritisieren wir diesen Staat, der Ordnungsliebe liebt und die Wahrheitssuche verachtet“. Daran schloß sich die Aufforderung, gegen die damals in letzter Lesung befindlichen Notstandsgesetze zu demonstrieren.

„Nur die Sätze zählen. Die Geschichten machen keinen Spaß mehr.“
Selbstaussagen dieser Art charakterisieren und definieren die Stilprinzipien der Kurzprosa, die Wondratschek mit seinem ersten dünnen Buch „Früher begann der Tag mit einer Schußwunde“ (1969) vorlegte. Er verweigert sich als Erzähler, exerziert statt dessen das Nebeneinandersetzen von Sätzen. Das führt im Einzelfall zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen: entlegene Partikel türmen sich zu müßigen Tiefsinns-Torsen auf, von Bonmots und Kalauern nicht weit entfernt. Aber auch die kritische Potenz dieser literarischen Technik wird deutlich: „Bei uns sind auch die Holzwege aus deutscher Eiche“ (aus: „Deutschunterricht“). „Unsere Demokratie ist auf den Polizeihund gekommen“ (aus: „Hier“). Die kalkulierte Beliebigkeit, die Sinnaufladung scheinbar belangloser Eindrücke erinnert an Robert Walser, aber auch an den Feuilletonismus eines Alfred Polgar. Wondratscheks meist parataktische Reihungen münden in Aphorismen, benutzen Paradoxien, sind manchmal Syllogismen. Allgemeines Thema ist das Alltägliche: Bundesalltag, Medienkost, Trivialmythen, vereinzelt auch Biographisches („Über die Schwierigkeiten ein Sohn seiner Eltern zu bleiben“). Die perfekte Beherrschung dieser literarischen Techniken läßt vieles zu glatt, oberflächlich erscheinen, Protest als verträgliche Attitüde („Gewohnheiten“ z.B.).
Wondratscheks „Sätze

in Würfelform“ wirken dort nach Jahren noch unverbraucht, wo sie knappe treffende Angriffe auf politisch-gesellschaftliche Zustände sind, satirisch demontieren, bloßstellen. Daß auch mittels dieses Stilprinzips, mit Auslassungen und Kontrastierungen, ‚erzählt‘ werden kann, zeigen einzelne Texte, die sich auf ein einheitliches Sujet beziehen, beispielsweise „Oberlindau 107“, eine Beschreibung von Wondratscheks Frankfurter Wohnhaus.

Erweitert findet sich diese Möglichkeit in „Trauerfeier“, der Schilderung des Begräbnisses des SDS-Theoretikers Hans-Joachim Krahl, der bei einem Autounfall ums Leben kam. Das unangemessene Ritual wird zum Symbol der Überlebtheit einer Gesellschaft, unterstreicht die Unversöhnlichkeit der neuen Alternativhaltungen mit dem Bestehenden. „Trauerfeier“ beschließt Wondratscheks zweites Buch mit Kurzprosa „Ein Bauer zeugt mit einer Bäuerin einen Bauernjungen, der unbedingt Knecht werden will“ (1970). Er bringt weithin Bekanntes. Der längste Text „&“, der das parataktische Prinzip schon zum Titel nimmt, besteht aus kleinen Kohärenzgruppen, manchmal nur zwei Sätzen, die dann abrupt durch nicht passende Folgesätze abgenabelt werden. Zitiert als Vorbild wird W.S. Burroughs, aber trotz einiger angedeuteter formaler Parallelen wirkt Wondratschek viel zu zahm, zu sanft (und zu konkret). Nach wie vor verwahrt er sich theoretisch gegen das Erzählen von Geschichten („Roman“). Seine Methode des kritisch-emotionalen inneren Diskurses über Ereignisse und Zustände jedoch nähert sich, z.B. in der Beschreibung der „Mainzer Landstraße“ in Frankfurt mit Großbanken, Großbürgerzeitung und Polizeipräsidium („auf jeden Gärtner kommen hier fünf Wasserwerfer“) essayistisch-narrativen Formen an. Die Kritik, gerade die seinem Erstling wohlgesonnene, stempelte Wondratscheks Festhalten und Fortschreiben nunmehr bekannter Stilmerkmale als Masche. Sein Erfolg beim Leser war ungewöhnlich: innerhalb von anderthalb Jahren erreichten beide Bücher hohe Auflagen. Anfang 1968 wurde Wondratscheks erstes Hörspiel gesendet: „Freiheit oder Ça ne fait rien“. Es besteht aus montierten Leerformeln deutschlandpolitischer Reden, das Wort ‚Freiheit‘ kommt keinmal vor, ist immer geschnitten, das Fehlen fällt nicht auf. Erbarmungslos wird hohles Polit-Pathos lächerlich gemacht. Das Stilprinzip der Kurzprosa dient hier einer klaren Intention, wirkt durch die zusätzliche akustische Dimension sehr funktional (erinnert allerdings auch an Handke-Übungen für die Bühne). Für „Paul oder die Zerstörung eines Hör-Beispiels“ erhielt der Autor den Hörspielpreis der Kriegsblinden 1969. Die Übergabe 1970 in Gegenwart des Bundespräsidenten lehnte er ab („... auf mich trifft nichts zu, was dort offensichtlich doch beglaubigt werden soll: das gute Verhältnis des Schriftstellers zum Staat.“). „Paul oder die Zerstörung eines Hör-Beispiels“ ist textlich fast identisch mit „Also“ und anderen Versatzstücken aus Wondratscheks erstem Prosaband, auch diesmal zeigt das Hörspiel die bessere Ausnutzung der Schreibweise für die akustische Darbietung. Am Schluß sind Anleihen beim Simultanstil, der ‚cut-up‘-Methode offensichtlich. Im Hörspiel-Sammelband unter gleichem Titel (1971) findet sich Wondratscheks theoretisches Konzept, eine Synthese der Partizipationsforderungen der Neuen Linken mit den amerikanischen elektronischen Utopien eines McLuhan oder Fiedler: „... den Hörraum ... zum Raum aller Hörer machen“, aus Empfängern werden Sender. Drogen sind fester Bestandteil dieser Neubestimmung („Jedes Funkhaus ein Joint“). Thema wird dieser Entwurf in „Gras, stückweise“: zehn Personen allein mit sich und halluzinogenen Drogen verweilen in einem Aufnahmeraum auf unbestimmte

Zeit, „eine elektronische Verewigung des schönen Zustands“, die jedoch nie realisiert wurde.

Die illusionäre Symbiose von sozialistischer Gesellschaftsperspektive und hedonistischen subkulturellen Verhaltensweisen zerbrach. Wondratschek blieb der Subkultur, auch der zunehmend kommerzialisierten, treu. Selbsterfahrung rangierte vor Weltveränderung. Seine literarischen Arbeiten kreisten zunehmend um die eigene Befindlichkeit. 1972 kam „Omnibus“ heraus, ein Sammelbecken der noch unveröffentlichten bzw. verstreut publizierten Texte. Nichtrealisierte Filmskripte stehen neben „Cartoon“ genannten Kurztexten, die je eine gewisse inhaltlich-formale Einheitlichkeit zeigen, halbe Prosa-Gedichte mitunter sind, dann Feuilletonbeiträge, die passagenweise nur plakativ wirken. Ein neuer Erzählton taucht auf: die präzise, auch durch Auslassungen nur kompakter werdende Schilderung einer Jugendsituation, Realität gespiegelt im Einzelfall, der nicht dokumentiert wird, sondern reportiert, ein Verfahren, das später auch Chotjewitz anwendet. („Berichtigung einer Person“). „Omnibus“ enthält auch jene publizistischen Beiträge, die wichtige Stationen auf Wondratscheks Weg zum ‚Markenartikel‘ sind, kompetent für die populäre angloamerikanische Kultur, hat er fortan bei solchen Themen einen festen Platz im Feuilleton großer Zeitungen. Seine Texte z.B. über Rocksänger („Jagger“) oder zur Mode verkommene Protestikonen („Zappa“) sind ambivalent, die Idolisierung paart sich mit Kritik an der Konsumkultur. Der nächste Schritt erscheint nur konsequent: Neben den Mythos des Rockmusikers tritt der Mythos des Rock-Poeten. Als 1974 Wondratscheks neuer Gedichtband „Chuck’s Zimmer“ erscheint, plädiert der Autor für eine neue Simplizität, will Breitenwirkung, die Sprachbezweiflung von ehemals hat einem betont naiven Zugriff auf den trivialen, banalen Jugendjargon Platz gemacht. Die totale Kommunikationsforderung verengt sich auf die totale Konsumierbarkeit des Kunstprodukts. Wondratschek fordert und versucht die Identität von Leben und Literatur zu praktizieren. Er wählt eine alternative Distribution, seine literarische Produktion ist aber marktconform. „Chuck’s Zimmer“ eröffnet eine sehr persönliche Zuneigung: „In Europa geboren, begann ich die mörderische Reise durch alle Prophezeiungen der westlichen Welt“ („Prolog“). Darauf folgt eine bittere Abrechnung mit den Linksleichen des Literaturbetriebs („Langes Gedicht über eine Sekunde“). Dann jedoch eine Vielzahl einfacher „Lieder“, Gedichte mit Reim und Refrain, und hier holt ihn die damals aktuelle U-Musik ein (z. B. André Heller, Udo Lindenberg). Völlig abgehoben davon die Gedichte über „Chuck“ und einige wenige andere: episch angelegt berichten sie von harten Zeiten, die besseren liegen hinter diesen übriggebliebenen Helden, alternden Freaks, in ihrer manischen Verlorenheit und Unfähigkeit zu Kompromissen sympathisch, ja positiv. Doch diese Art Lyrik ist die Ausnahme, der leichte Ton herrscht vor.

Ihn aber hielt Wondratschek für die wichtigste Bedingung seines erstaunlichen Publikumserfolgs. Annonciert durch dünnbedruckte ganzseitige Versandanzeigen neben Rockmusik, Underground-Comics, Edelrams und Billigreprints hochgeachteter Periodika kam auch der zweite Band „Gedichte / Lieder“ („Das leise Lachen am Ohr eines andern“) heraus. Hier versucht sich Wondratschek endlich im Ur-Idiom: eigene Rock-Texte auf Englisch beschließen das Buch. Das Dilemma der deutschen songartigen Gedichte ist: englisch würden sie besser klingen, und da gibt es sie schon, obendrein mit Musik. Eins der „Chanson“ betitelten Lieder ist ein 76er

Zarah-Leander-Verschnitt („I“), andere sind Vierzeiler mit Paarreim („Du“). Auch dort, wo die Selbstdarstellung nicht als verallgemeinerte Sentimentalität verkauft wird, greift Wondratschek mehr und mehr zu unkonkreten, oberflächlichen Bildern. Im starken Kontrast zu diesem Grundtenor steht der Nachruf auf Rolf Dieter Brinkmann („Er war too much für euch Leute“), der ahnen läßt, welche Möglichkeiten Wondratschek neben seiner Populärproduktion noch hat.

„Jetzt schreiben sie alle / einen ziemlich flotten Stil, / knallhart, anbetungswürdig banal ...“: die Selbstironie in Wondratscheks nächster Veröffentlichung „Männer und Frauen“ („Gedichte / Lieder 3“) begleitet die Abkehr von der kalkulierten Simplizität, einfache Strophen- und Reimbildungen kommen kaum noch vor. Die Texte sind wieder direktere Reflexe auf Ereignisse und Erfahrungen der Jahre 1977/78, lyrische Notate zur Zeit („Deutschland im Herbst“, „Countdown der Gewalt“, „Osterpaziergang“), poetisches Tagebuch zweier Auslandsreisen (USA, Rumänien). Die auch politisch motivierte Absage an die Bundesrepublik ausgangs der siebziger Jahre paart sich mit Rückzugsstimmung, Sinnleere, dem Sentiment des Alterns, resultiert in einem Überdruß, der todessüchtig („James, Jimi und Janis“) und pragmatisch zugleich macht: „das Leben ist ein Lob. / Jeder pokert / sein Spiel herunter.“ („Was machen Sie den ganzen Tag“).

Wondratscheks Job ist nach wie vor das Gedichtemachen und von der aktuellen Resignation bis zum munteren Amerikaerlebnis („Baudelaire in Manhattan“) bringt er alles in seinen Texten unter. Die selbstkritischen Ansätze überlagert eine neue (literarisch altbekannte) Tendenz: Trost scheint die Regression zu den letzten Gründen, die Besinnung auf Wesenheiten zu verheißen. Ob der „schönste Krieg“, der der Geschlechter (im Titelgedicht „Männer und Frauen“), ob die Annäherung an „Geheimnisse“ („Träumerei auf Ormos“), kurz „Anklänge an tiefere Gesänge“ („Deutschlandlied“). Auch die nachfolgenden „Letzten Gedichte“ (1980) hinterlassen einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits schreibt Wondratschek weiter an seinen alten Themen, aus der Position des Vorbei gegen stumpfgewordene Mythen („sie war Gift und wir waren die Junkies“: „Schluß mit dem Mist und den Mythen um Marilyn Monroe“; „Wen die Götter lieben“; „Kokain Kids“); ökologisch begründete Endzeitstimmung tritt hinzu („Schwarze Serenade“); aggressive Parteinahmen (gegen neue Drogengesetze: „Der neue Paragraph“; gegen gängige Literaturklischees: „Hotel ‚Zum Deutschunterricht‘“) wirken erstaunlich kurzsichtig. Andererseits knüpft der Autor an seine frühe Kurzprosa an, wenn er in genauen, knappen Bildern Zeittypisches („Angenehm diese Wohnung“, „Weihnacht“) oder Generationstypisches einfängt („Odyssee auf dem Trockenen“, „Wenn mich etwas traurig macht“, „Für meine Mutter“). Statt zu flacher Lebensweisheit verallgemeinertem Lebensgefühl steht dann die verallgemeinerbare Mitteilung persönlicher Erfahrung und Reflexion: „Ich könnte verrückt werden – / was ich meinem Alter für ausgeschlossen halte ...“ („Wenn mich etwas traurig macht“). Auch Widerstand äußert sich weniger spontan, weit argumentativer: „Erzähl den Verlierern / vom Ende der Sieger“. („Der Job“) Oder: „Auch wir werden die Hand erheben / Aber solange wir noch leben“ („Das Denkmal und sein Double“). Wondratscheks Erfolgssträhne dauerte an: 1981 notierten die vier Gedichtbände eine Gesamtauflage von über 100 000 Exemplaren. Die folgende Taschenbuchausgabe konnte die Verkaufszahlen weiter steigern.

Die beginnenden achtziger Jahre markieren eine Wende: Von der durchaus generationstypischen, mitunter ironischen Selbstreflexion zur forcierten

Restauration eines anachronistischen Männerkults. Aggressiv und trivial verteidigt Wondratschek traditionelle Geschlechterrollen, feiert in Gedichten und Reportagen vor allem am Beispiel amerikanischer Schriftstellergrößen wie Malcolm Lowry, Hemingway, Nelson Algren die vitalen, saufseligen Kämpfernaturen, ihren Männlichkeitswahn, ihre Niederlagen gegen Welt und Weib in Liebe und Leben.

Die (wieder bei einem herkömmlichen literarischen Verlag erscheinenden) „Mexikanischen Sonette“ mit dem Obertitel „Die Einsamkeit der Männer“ sind ein künstlerischer Offenbarungseid – pathetisch zusammengeschusterte

Verse über unersättliche Triebfrauen („Da hing ihr Porträt. / Sie war keine Schönheit, hatte aber dieses Heimweh / nach starken, erwachsenen Männern in den Augen, / nach Männern, die zum Töten taugen, (...)“ aus „Die Hölle der Ernüchterung“) und tragische Kneipenhelden („Er kannte diesen Durst. / War selbst einer dieser Männer, / die mit jedem Schluck, den sie tranken, / nur tiefer einsanken // in das nie endende Entsetzen, Verlorene zu sein. / (...)“; aus „Die Traurigen“). Der mexikanische ‚Machismo‘ dient zur Restitution der eigenen angefochtenen Mannesrolle, hermetisch kreisen die Gedichte um die immergleichen Klischees von Gewalt und Lust, Leiden und Leidenschaft, von Frauen, „die den Tod befehlen“ („Zuletzt vom Leuchten der Sterne“), von Männern, die „trinken und träumen vom Töten“ („Die Einsamkeit der Männer“). Auf „Delirium“ reimt sich „fiel einer um“ („Im Auge des Adlers“), „Toten“ auf „Hoden“ („Die Verbrechen der Sonne“). Der sprachliche Niedergang überrascht bei einem Autor, zu dessen Qualitäten immer die genaue Auslotung von Wortsinn und die kritische Aktivierung ambivalenter Satzaussagen zählte. Was ein Kritiker noch „raffiniert gemachte zynische Poesie“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 7. 1. 1984) nannte, entbehrt in seiner schludrigen Platttheit jedweden Raffinements.

Der Folgeband „Carmen oder bin ich das Arschloch der achtziger Jahre“ (1986), eine zwölfteilige, in freien Rhythmen verfaßte Verserzählung, hat zum Inhalt episodische Erinnerungen an Kindheit, Jugend, Studentenrevolte und nähere Gegenwart, kreisend um das Allweib Carmen, imaginiert wie erlebt: die schöne Verderberin als Fixpunkt männlicher Sehnsucht und Erfüllung. Selbstgefälliges („Ich war zum Kotzen frühreif“) geht einher mit Banalem („Den Spieler kannst du nur am Spieltisch testen. / Das Spiel der Liebe verlieren die Besten.“), mit abgetakelten Männerphantasien („Ach was, Geliebte, / ich meine bei Frauen deiner Klasse / gibt es für Ohrfeigen immer einen Grund, / auch ohne Streit. / (...) / Weh dem, der solche Frauen kennt, und das vergißt. / Sie werden dich zu Tode hetzen, / aber den Trost einer Ohrfeige wissen sie zu schätzen. /“), mit Larmoyanz („Er hat zu denken aufgehört, / es hat sich noch nie gelohnt.“). Selbst dort, wo Reminiszenzen der resigniert-zornigen Erfahrungen der siebziger Jahre auftauchen („Im Land wird der Stillstand ausgerufen“), sind sie ein matter Nachklang und werden von deutschen Rockliedern (Herbert Grönemeyer, BAP) längst differenzierter artikuliert und fortgeschrieben. Daß es sich bei diesem Buch „um ein einziges, langes, oft hinreißend schönes und bewegendes Liebesgedicht handelt“ („Die Zeit“, 25. 4. 1986), wollten die meisten Rezensenten nicht erkennen. Fast einhellig waren die Verrisse: Diese „Ode“ sei mit „den furchtbarsten Reimen“ und „den fragwürdigsten Bildern (...) überladen“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 25. 3. 1986), der Autor wurde eingereiht unter die „Maulhelden, die zu laut blödes Zeug reden“ („Süddeutsche Zeitung“, 30. 4./1. 5. 1986).

Wondratschek selbst hatte dieses Echo seherisch schon im zum Titel gekürten Vers rhetorisch fragend vorweggenommen: „Bin ich das Arschloch der achtziger Jahre? / Bin ich der Macho mit dem Knick?“

Parallel zu seinen Gedichtbänden schrieb der Verfasser Reportagen und Beiträge für so unterschiedliche Periodika wie die Illustrierten „Stern“ und „Playboy“ oder die Kulturzeitschriften „TransAtlantik“ und „Freibeuter“ (gesammelt herausgegeben unter dem Titel „Menschen Orte Fäuste“, 1987). Themen sind die literarische Spurensuche (Lowry, Algren, Bukowski), Ortsbeschreibungen (Miami, US-Südstaaten, Schwabing), Berichte von Dreharbeiten und Filmemachern (Huston: „Unter dem Vulkan“, Fassbinder: „Querelle“) und als dominierendes Sujet Begegnungen mit Boxern und dem Geschäft mit den Fäusten. Der Autor, selbst ein Anhänger (und Lehrling) dieses oft befehdeten Sports, betont die Verwandtschaft zwischen der schriftstellernden und der boxenden Zunft: „Hemingway schrieb, wie gute Boxer boxen“ („Im Wendekreis des Solarplexus“). Einige Milieureportagen – bezeichnenderweise aus den späten siebziger Jahren – sind treffende dichte Charakterisierungen (z. B. „Rue André Antoine“ über den Pariser Transvestitenstrich). Sie belegen wie einige verstreut publizierte Gelegenheitsgedichte (z. B. „Wieder ein Wiener“ über Ernst Jandl, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 10. 10. 1986) und Gelegenheitstexte die Beobachtungsgabe und klug-pointierte Ausdruckskraft Wondratscheks, die zunehmend von hypertropher Selbststilisierung in den Hintergrund gedrängt wird. In einem Vortrag, gehalten auf einer USA-Reise 1977 (und gedruckt in „Menschen Orte Fäuste“: „Sie schreiben eben, wie sie leben“) begrüßte der Schriftsteller einen Retter der nur „verwalteten“ und durch die Nachkriegsübermacht der „Gruppe 47“ kraftlos gewordenen bundesdeutschen Literatur: „Der Typus des Einzelgängers ist wieder auferstanden. Es ist der Mann, der das totale Empfinden sucht. Der Einsame mit dem Mut des Verzweifelten (...) Er hat zu lange von Amerika geträumt. (...) Kunst war wieder eine athletische Kunst.“ Namen nannte Wondratschek keine, er selbst war gemeint. Aber auf dem Weg zur „athletischen Kunst“ war er zusehends zum literarischen Leichtgewicht geworden.

Endgültig und fast mutwillig verspielte er bei der etablierten Kritik den letzten künstlerischen Kredit mit dem Roman „Einer von der Straße“ (1992), der kaum verhüllten Biographie des Münchner Kiezmillionärs Walter Staudinger. Entstanden als Auftragsarbeit zum 50. Geburtstag der Rotlichtgröße, ist das voluminöse Werk zugleich Resümee einer Lebensphase, die den Autor auf seiner *passage sentimentale* weg vom verachteten Literaturbetrieb hinein in die verklärte „Gegenwelt“ führte: „Ich wollte den Geschmack der Erde nicht verlieren. (...) Mich faszinieren Begabungen, die nur auf der Straße heranwachsen, nicht in den Hörsälen der Universitäten.“ (Wondratschek in: „Die Zeit“, 28. 2. 1992) Der Romantisierung des Milieus entspricht die Heroisierung des Romanprotagonisten, in dessen Steher- und Siegerqualitäten sich der Autor widerspiegelt.

Der Roman rekapituliert in aller Breite die Karriere Staudingers alias Gustav Michael „Johnny“ Bergers: Die Jugend als Schläger und Knastbruder in München, die Gesellenjahre als Bordellchef in Hamburg, das Meisterstück als kreativer Puffunternehmer und Peep-Show-Pionier wiederum in der bayerischen Hauptstadt. Kritische Distanz oder auch nur die Andeutung einer Reflexion kommt an keiner Stelle auf, statt dessen herrscht in dieser „Chronik

wie zum Firmenjubiläum“ (Volker Hage) die durchgängige Bewunderung für den zahlenden Helden: „Die Orkanstärke seiner Existenz hatte Erinnerungswert.“

Auf gewisse Weise war Wondratschek mit der Feier des Trivialmythos Kiez seiner Zeit wieder einmal voraus. Während der Roman auch auflagenmäßig floppte, erreichte ein halbes Dutzend Jahre später die Reeperbahn-Fernsehsaga „König von St. Pauli“ höchste Einschaltquoten.

Doch wäre es nur die halbe Wahrheit, dem Autor seither einzig rückhaltlose Faszination für unverbildete Kraftkerle samt deftigen Weibern und handfesten Leidenschaften zu unterstellen, ganz riß der Faden zur Hochkultur, namentlich zur Musik, nicht ab. Wondratschek schrieb für den Komponisten Wolfgang Rihm das Requiem „Mein Tod“ (1988), anschließend vertonte dieser den dreiteiligen Verszyklus „Abschiedsstücke“ (1992). Die dichte Reportage über die Arbeit des Minsker Orchesters („Vibrato und Wodka oder: I shall not conduct Chopin“; in: „Menschen Orte Fäuste“; 2. ergänzte Auflage) gehört zu den besten journalistischen Texten Wondratscheks der neunziger Jahre. Dennoch hätte kaum jemand auf ein literarisches Comeback gewettet. Abgestempelt als „Münchener Halbwelt-Dichter“ („Der Spiegel“, 3. 10. 1994) schien der Schriftsteller abonniert auf Gelegenheitsartikel wie Boxerstories oder plakative Verse, die 1994 bei einem Weltmeisterschaftskampf sogar einmal den Satinmantel des Champions Henry Maske zierten: „Du bist nicht zu haben für den Haß,/(...)Du wirst nicht zum Tier,/das tötet (...)“ („Der Boxer Henry Maske“)

Doch ganz nach Art der von ihm verehrten Fighter im Ring ließ sich der Abgeschriebene nicht auszählen: „Immer werde ich meinen Hut ziehen vor Kämpfern, die unten landen und wieder aufstehen, von nichts auf den Beinen gehalten als ihrem Stolz.“ („Hör zu Henry: Pfeif auf die Gesellschaft“, in: „Menschen Orte Fäuste“, 2. ergänzte Auflage) Er, der einmal über sich notierte: „Das Raufen liegt mir nicht, ich bin Brillenträger“ („Meinen Sie München zum Beispiel“, ebd.), entwickelte erstaunliche Nehmerqualitäten. Die Stilisierung zum einsamen und verkannten Randgänger der Gegenwartsliteratur hat der Freund und Autorenkollege Patrick Süskind 1998 in ironisierender Überspitzung charakterisiert: „Wondratschek? Das ist doch dieser Macho vom Dienst; dieser Möchtegern-François-Villon, der über Nutten und Boxer schreibt; der uns vor ein paar Jahren eine unsägliche Zuhälterbiographie geliefert hat (...); der in Talkshows herumbramarbasiert, sich unentwegt selbst lobt (...) und keine Gelegenheit ausläßt, Kollegen, Verlegern und Kritikern ans Bein zu pinkeln und gleichzeitig zu greinen, daß er seit 29 Jahren keinen Literaturpreis mehr erhalten hat, dieser Klatschspaltenliterat, dieser altachtundsechziger Provokateur (...), er hat sich selbst desavouiert und soll froh sein, daß wir ihn totschiweigen (...)!“

1997 legte Wondratschek nach längerer Pause wieder einen achtbaren lyrischen Band vor: „Das Mädchen und der Messerwerfer“. In kargen, prosanahen Zeilen erzählt diese Ballade in 35 Teilen eine schäbig-schöne Zirkusgeschichte. Es ist die Chronik eines Niedergangs, berichtet aus der Sicht einer Artistentochter, die als lebende Zielscheibe ihres Vaters schließlich zur einzig verbliebenen Attraktion des ärmlichen, über die Dörfer tingelnden Spektakels wird: „Ich bin nichts. Ich bin ein Mädchen/nur noch, wenn wir arbeiten. Dann bin/ich schön, darauf sind wir angewiesen.“

Als 1998 die fiktive Korrespondenz „Kelly-Briefe“ erschien, hätte es, um den literarischen Rang dieser, mit Kalligraphien der Künstlerin Lilo Rinkens alternierenden, Texte zu erkennen, des sympathischen Plädoyers Patrick Süskinds nicht bedurft: „Das Thema der Liebe zwischen Mann und Frau ist bekanntlich die Hauptdomäne des Lyrikers Wondratschek. Nun widmet er ihr also einen Prosatext, und es ist, so finde ich, der beste geworden, den er je geschrieben hat: verrückt, monomanisch, romantisch bis an die Grenze zum Kitsch (und manchmal darüber hinaus), dazwischen komisch und schließlich auch noch spannend, und sprachlich streckenweise so gut gearbeitet, daß er von einer wunderbaren, fast unbekümmerten Leichtigkeit durchzogen ist.“

Gleich im ersten seiner Briefe klingt Wondratscheks Grundmotiv an: „Liebe ist eine Sache ohne Wahrheit. Suchen wir nicht danach.“ Bis zur letzten Seite spürt er indessen nichts anderem nach als den Möglichkeiten dieses großen Gefühls. Das vom Autor erwünschte und geforderte Fernbleiben der Geliebten wird zur Bedingung, um ihre Liebe in immer neuen Deutungen und Dimensionen auszuloten. In einer Brief für Brief reportierten Rahmenhandlung gelingt es dem in New York lebenden Schreiber, sich als Patient in eine psychiatrische Abteilung einzuschleichen. Die „Selbsteinkerkerung“, die nicht von ungefähr an Hans Castorps freiwillige Regression in klinische Obhut erinnert, wird zum Glückserlebnis: „Unsichtbar in einer Umlaufbahn eigener Empfindungen verschlossen, nehme ich kaum noch wahr, was für das Fortbestehen der Welt getan werden muß. Mich jedenfalls geht das nichts mehr an. Ich bin zu meiner privaten Weltformel geworden, nicht mehr ansprechbar, abwartend, nicht länger mehr enttäuscht wie früher, angewidert, im Grunde allein gelassen von mir selbst.“ Der umhagenden Anstalt und den analytischen Befunden ihrer Ärzte entzieht sich der Autor schließlich durch neuerliche Flucht und taucht in Miami unter. Von dort kündigt er in seinem letzten Brief an, endlich aufzubrechen ins ferne Kairo, wo die Adressatin inzwischen weilt.

Eingestreut in die Episteln sind kleine Geschichten, die bei aller Knappheit und gerade wegen dieser Konzentration zu erzählerischen Kabinettstücken werden. Verkappt als geraffte Inhaltsangaben künftiger größerer Werke entwickeln sie hohe novellistische Qualität. Ein kleiner Junge aus dem Morgenland avanciert zum Star-Couturier in New York; ein steinreicher Geigensammler verarmt, weil er keine seiner Kostbarkeiten herzugeben vermag; ein sanfter feiner Herr wird zum Gattinnenmörder. „Das sind so Geschichten, ich weiß“, bemerkt beiläufig der Briefeschreiber. In Wahrheit erzählt Wondratschek unerhörte Begebenheiten und wunderliche Schicksale mit seltener Prägnanz, lakonisch und lebendig – im Ton nicht unähnlich der sachlich-amüsierten Ironie früher Prosaetüden von Thomas Mann. Mit „Kelly-Briefe“ schlägt der Schriftsteller den Bogen zurück von seinem lyrischen Thema der achtziger Jahre zu den Kurztexten seiner Anfänge. Für Abgesänge wie: „Der Typ Wondratschek als Lebensform ist historisch geworden. (...) Gegenwärtig bleibt der sanfte Wahnsinn in den starken Worten einer beachtlichen Zahl schöner Gedichte“ (Gert Mattenklott), scheint es zu früh; als Mittfünfziger hat der Autor wie weiland sein Idol Muhammad Ali die alte Boxerweisheit „They never come back“ widerlegt.

Dass weiterhin mit ihm zu rechnen ist, hat Wondratschek mit dem 2001 erschienenen Band „Die große Beleidigung“ eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Die vier Erzählungen markieren – zwei Jahre vor seinem

60. Geburtstag – den Beginn einer in Thema und Ton modifizierten Altersprosa. Aus der kunstseidenen Halbwelt ist er hinüber gewechselt in die Welt der Kunst, vor allem in die der Musik. Und die lärmende Aggressivität früherer Texte wich einem leisen, gemäßigten, fast meditativen Grundton. Beibehalten hat Wondratschek allerdings die Verweigerung des Narrativen. „Die große Beleidigung“ folgt einem musikalischen Strukturprinzip. Die vier Geschichten entsprechen vier sinfonischen Sätzen, in denen die Leitthemen Kunst und Tod vielfach variiert und kunstvoll zu einem atmosphärisch dichten Netz von Motiven und Assoziationen verknüpft sind. Sie handeln allesamt vom Scheitern, Verlöschen, Verstummen oder Verrücktwerden von Künstlern, die erkennen, dass sie ihre hoch gesteckten ästhetischen Ideale nie ganz erreichen werden.

In der ersten Erzählung („Giotto“) wird das Hauptthema am Beispiel einer alternden Tänzerin und eines vom Erblinden bedrohten Filmregisseurs programmatisch entwickelt. Die Tänzerin treiben Krankheit, Alkohol und Einsamkeit in den Tod. Der Regisseur, als Figur in Anspielung auf den blinden Seher in der attischen Tragödie gestaltet, formuliert sein künstlerisches Ziel in dem Satz „Ich möchte etwas schaffen, das ich, ohne mich zu schämen, Giotto zeigen könnte“. Doch dazu kommt es nicht mehr. Nach einer schweren Erkrankung verschwindet er eines Tages und lässt erst wieder nach seiner Verwandlung zum sportlichen Radfahrer, der sich anschickt, die Alpen zu überqueren, von sich hören. Dem Andante einer Sinfonie entsprechend variiert der zweite Text („Auf dem Graben“) die Themen des ersten. Eine einsame russische Emigrantin und Lebenskünstlerin sinnt über den besten Weg in den Tod nach, über die Bedeutung von Literatur, Musik und Theater sowie – angeregt durch die gelegentlichen Besuche eines alten Jugendfreundes – über ihre Vergangenheit. Als Scherzo kann „Die Erfindung eines glücklichen Menschen“ gelten. Ein Schriftsteller versucht eine zerfasernde Erzählung formal in den Griff zu bekommen und sich nebenbei um sein Kind zu kümmern. Beide geraten in ein amüsanter literarisches Vexierspiel, in dem sich verschiedene Geschichten immer mehr ineinander verhaken, bis ein heftiger Knall Vater und Sohn in eine glückliche Nähe zueinander bringt. Nach diesem heiteren Zwischenspiel, in dem das Kind auch als Gegensymbol zum ansonsten allgegenwärtigen Tod erscheint, greift die letzte, die titelgebende Erzählung das Hauptthema wieder auf und zeigt das Scheitern eines hochbegabten Geigers, den sein Lampenfieber zur Aufgabe seines Berufs zwingt, in eine Nervenheilanstalt und schließlich in die Abhängigkeit von einem Mäzen treibt.

Wondratscheks sinfonische Schreibweise wird kenntlich an der kunstvollen Verflechtung und Variation von Motiven, Haupt- und Nebenthemen. Die Texte erscheinen als absichtslose Plaudereien, Reflexionen und Beobachtungen eines selbstverliebten Sprachspielers, dem an der Logik von Erzählperspektiven und Handlungsverläufen nichts gelegen ist. Höchst willkürlich verfährt er auch mit den Figuren seiner Geschichten. Er interessiert sich für die menschlichen „Fehlzündungen“ und „kleinen Risse“, nicht für stimmige Charaktere. Wie ein wankelmütiger Liebhaber eilt er von einer Figur zur nächsten, lässt seine Protagonisten nach einer relativ konventionellen Exposition plötzlich im Stich, um sich nach vielen Seiten voller gedanklicher Abschweifungen irgendwann wieder an sie zu erinnern. „Ich war nicht in sie, ich war in mein Interesse verliebt gewesen, eine Tänzerin zu lieben.“ Dieses Bekenntnis des Erzählers lässt sich auf Wondratscheks Schreiben übertragen.

Er liebt seine Figuren nur, soweit sie ihm Anlass zum Erzählen geben. Durch die vielen Stimmen hindurch ist immer wieder die Stimme des Autors zu hören. Er hat sein Verfahren der Textgenerierung in „Die Erfindung eines glücklichen Menschen“ geschildert. Der Schriftsteller Wrenkh weiß nicht mehr, aus welchem Anlass er seine Erzählung begonnen hatte, „weshalb er immer mehr der Verführung erlag, sie unerwarteten Einfällen und hymnisch aufschäumenden Abschweifungen anzuvertrauen. So leuchtete sie nun (unvollendet) in einem Strahlenkranz stillschweigender Überblendungen. Aber nicht nur das. Sätze schienen sich (ohne Einmischung ihres Autors) miteinander zu unterhalten oder, kaum vernehmbar, in Erinnerungen schwelgen zu wollen, natürlich ohne die geringste Lust, sich kurz zu fassen.“

„Die große Beleidigung“ überzeugt als poetische Prosa durch die musikalische Strukturierung, die rhythmische Sprache und die atmosphärische Dichte der Assoziationen. Als Erzählungen im eigentlichen Sinn lassen sich die Texte allerdings nicht lesen. Der abstrakten Gedankenprosa fehlt es an Handlung, innerer Spannung und szenischer Gestaltung, einige der Metaphern und Vergleiche (z. B. „wie ein Ei umhüllt von Mantel und Kopftuch“) sind zudem völlig missglückt.

Die Ambivalenz von Form und Inhalt spiegelte sich in extrem unterschiedlichen Positionen der Kritik. So wurde die Ziellosigkeit und die „schlendernde Haltung des Erzählers“ durchaus positiv bewertet (Hajo Steinert), das Werk wegen der erzählerischen Defizite aber auch als eine „einzige Quälerei“ und „Trauerfall der deutschen Gegenwartsliteratur“ (Lutz Hagedstedt) verrissen. Schwer nachzuvollziehen sind Rezensionen, in denen die Texte der „Großen Beleidigung“ als „furiose Erzählungen“ von großer Stimmigkeit (Michael Kothes) oder „klassische Künstlernovellen“ („Süddeutsche Zeitung“, 3. 5. 2001) gerühmt werden, gerade weil Wondratschek sich der formalen Geschlossenheit, die ein Gattungsbegriff wie „Novelle“ fordert, ganz bewusst verweigerte.

„Mozarts Friseur“ (2002) ist ein Prosatext, der nicht nur wegen des Personenverzeichnisses am Beginn und der Festlegung auf einen einzigen Handlungsort viel von einer leichtfüßig inszenierten Boulevard-Komödie an sich hat. Der Friseur, ein arabisches Findelkind, gelangt nach Lehr- und Wanderjahren über Triest und Venedig nach Wien, wo er in der Griechengasse einen „orientalischen Basar, getarnt als Friseursalon“ eröffnet. Dieser Schauplatz wird im Weiteren nicht mehr verlassen. Der Salon gleicht einer Theaterbühne, auf der die schillerndsten Figuren auf- und abtreten. Neben den Punks verkehren hier vor allem Intellektuelle und Künstler: „Narren tauchen auf und unter, verrutschte Philosophen, Stotterer, gemütliche Giftler, Spinner“. Und ab und zu kommt es vor, dass „die Tür aufgeht und Mozart (1756–1791) den Basar betritt“.

Der Salon ist ein Ort der Verwandlung, die sich einerseits auf die Haartracht bezieht; alles ist möglich: „feenhafte Verspieltheiten ebenso wie Protestfrisuren gegen Rechtsradikalismus und Folter“. Doch der Friseur ist nicht nur ein Haarkünstler, sondern auch ein Wortkünstler, ein Erzähler: „Waren es nicht immer die Erzähler, die von der Hoffnung lebten, die Kraft der Wörter reiche aus, den Tod zu besiegen?“ Der Friseur regt Gespräche und Diskussionen an, die den Salon zu einem Ort außerhalb der Zeit und der

gesellschaftlichen Zwänge werden lassen, in dem sich Menschen durch das Reden verwandeln und wieder zu sich selbst finden.

Erzählt wird im lyrischen Ton orientalischer Märchen. Die unangestregten Plaudereien verschmelzen zu zauberhaften Miniaturen über die Geheimnisse, Abgründe, Skurrilitäten und Banalitäten menschlichen Lebens. Herrschten in „Die große Beleidigung“ die Themen Kunst und Tod bzw. Untergang vor, so stehen in „Mozarts Friseur“ alle Episoden in irgendeiner Weise mit den Motiven Kunst und Zeit in Verbindung. Die Geschichten münden in eine Endzeitstimmung, die doppelt gedeutet werden kann: Als Lebensende des Friseurs oder als gesellschaftliche Endzeit. Am Schluss befindet sich der Friseur in einer psychiatrischen Klinik. Dort stellen die Spezialisten fest, dass ihr Patient „im Besitz einer Seele“ ist und seine Art, die Welt zu sehen, Schule machen sollte. Wondratscheks surreales Welttheater erinnert mit der spielerischen Anmut seiner Sprache an die Singspiele und Opern des Titelhelden von „Mozarts Friseur“, der ansonsten nur eine marginale Rolle spielt.

Die insgesamt unentschlossenen Rezensenten rühmten vor allem das „elegante Prosadeutsch“ (Ursula März), bemängelten aber auch, dass trotz vieler „Passagen von großer sprachlicher Schönheit“ der Ton zuweilen doch allzu „kunstgewerblich“ geraten sei (Wolfgang Schneider) oder der „poetische Schabernack“ (Eberhard Falcke) zu deutlich Oberhand gewänne.

Sprachliche Eleganz prägt auch den Stil von „Mara“ (2003), ein Prosawerk, mit dem Wondratschek dem Thema der (vergeblichen) Suche nach der Perfektion in der Kunst, das ihn schon in „Die große Beleidigung“ intensiv beschäftigt hatte, eine neue Facette hinzufügt.

Wenn überhaupt, dann müsste sich der ideale Wohlklang mit einem Instrument wie dem „Mara“ erzeugen lassen, einem Cello, das Antonio Stradivari 1711 baute: „Es war ein Kunstwerk und gleichzeitig ein Werkzeug, und beides gleichermaßen perfekt. Es war vollkommen in seiner Form und vollkommen funktionell als Musikinstrument.“ Das Mara-Cello symbolisiert jedoch nicht nur künstlerische Meisterschaft, sondern auch die Käuflichkeit der Kunst. Ist Perfektion in der Kunst nur dem möglich, der genügend Geld in sie investieren kann? Diese Frage wird zwischen den Zeilen immer wieder angedeutet. Mara weiß aus Erfahrung, wie selten künstlerische und finanzielle Potenz zusammen treffen. Wondratschek lässt das Cello selbst über die fast dreihundert Jahre seines turbulenten Lebens plaudern. Es erzählt von seinem „Vater“, von anderen Mitgliedern der weit verzweigten Instrumenten-Familie aus der Werkstatt Stradivaris und von seinen verschiedenen Besitzern, von dem genialen, aber lasterhaften Johannes Mara, seinem Namenspatron, bis hin zum österreichischen Cellisten und Dirigenten Heinrich Schiff. Sie reisten mit Mara rund um die Welt und spielten es an Königshöfen, in Kirchen und Konzertsälen. Es erlebte die ruhmvollen Höhepunkte von Künstlerkarrieren, aber immer wieder auch deren Zerbrechen an Krankheit, Liebe, Alkohol oder Unfähigkeit. Doch Mara zeichnet nicht nur amüsante, manchmal regelrecht spannende Künstlerporträts, das kluge und belesene Cello gewährt auch interessante Einblicke in die Historie des Instrumentenbaus (z. B. die Ablösung der Darm- durch Stahlsaiten) und der Musik. Voller Dramatik ist schließlich die Episode von Maras Untergang bei einem Schiffsunglück und seiner glücklichen Wiederherstellung.

Wondratschek hat die Geschichte des Mara-Cellos offenbar genau recherchiert, hat Anekdoten und Dokumente (z. B. Ausschnitte aus einem Brief Mozarts oder dem Tagebuch Haydns) zusammengetragen und daraus eine anschauliche, ebenso vergnügliche wie informative Autobiografie des Instruments gestaltet. Mara erweist sich als anregender Ich-Erzähler, der seine Leser durch direkte Ansprache zum vertrauten Komplizen seiner Bekenntnisse macht. Trotz der edlen Gestalt, des großen Wertes und hohen Alters hat seine Sprache nichts von der distinguierten Seriosität oder Arroganz einer Diva an sich, sondern bevorzugt einen recht respektlosen, burschikosen Alltagston. Dass ihr der Autor zwischendurch das Wort entzieht, um eine komplizierte Liebesgeschichte des argentinischen Cellisten Carlos Tornquist in aller Ausführlichkeit zu schildern, bedeutet einen nicht unerheblichen Bruch in der Erzähllogik und eine ermüdende Verlangsamung des ansonsten zügig in der Zeit vorandrängenden Erzählflusses.

Auch „Mara“ beurteilte die Kritik uneinheitlich, diesmal jedoch überwogen wohlwollende bis enthusiastische Stimmen. Allgemein gelobt wurde die ungewöhnliche Erzählweise aus der Perspektive des Cellos. Durch die Darstellung einer der menschlichen Sterblichkeit entzogenen Existenz gelänge es Wondratschek, eine Entwicklung über dreihundert Jahre hin zu verfolgen (Rose-Maria Gropp) und das Cello zum „Seismografen“ seiner Umwelt zu machen. Eine „Liebeserklärung an die Musik“, wie Fritz J. Raddatz rühmt, ist Wondratschek mit „Mara“ zweifelsohne gelungen.

Ebenfalls 2003 – und sicher aus Anlass von Wondratscheks sechzigstem Geburtstag – erschienen zwei Anthologien mit bereits publizierten Gedichtzyklen. „Gedichte / Lieder“ enthält die zwischen 1974 und 1980 bei „Zweitausendeins“ erschienenen Bände „Chucks Zimmer“, „Das leise Lachen am Ohr eines andern“, „Männer und Frauen“ und „Letzte Gedichte“, mit denen Wondratschek einst seinen Mythos als Rock-Poet begründete. „Orpheus in der Sonne“ versammelt neben dem titelgebenden Zyklus noch „Carmen oder bin ich das Arsenal der achtziger Jahre“, „Die Einsamkeit der Männer“ sowie „Das Mädchen und der Messerwerfer“. Die erneute Lektüre macht deutlich, wie sehr der Erfolg der Gedichte an ihre Entstehungszeit geknüpft war. Am Beginn des 21. Jahrhunderts wirken die Themen gründlich überholt, die Sprache schal und blass. Christopher Schmidt fand in „Orpheus in der Sonne“ vor allem „die reichlich abgenudelten Hits der Blutromantik, die Vanitas-Litaneien von verletzlicher Männlichkeit, Eros und Thanatos“, von denen er meint, sie verströmten „einen strengen Atem“ und „ranziges Testosteron“ und böten einen „zwischen Hemingway-Reprise und Campari-Werbung“ schwankenden Existenzialismus. Ein junges Publikum wird Wondratschek mit diesen Versen nicht mehr erreichen können. Er hat sich vom hitzigen Rock-Poeten zum sentimental, aber auch gelassenen Prosaisten der Fünfzig-plus-Generation gewandelt.

Diese Haltung prägt auch das folgende Jahrzehnt, in dem weiterhin das Recycling bereits veröffentlichter Texte und die Pflege der Marke Wondratschek vorherrscht. Der Deutsche Taschenbuch Verlag gab nach und nach Ausgaben mit einheitlich gestalteten Umschlägen in schlichtem Schwarz-Weiß heraus. Krampfhaft wurde nach Anlässen gesucht, um Altes neu präsentieren zu können. So erschienen 2005, dem Jahr des 100. Geburtstags von Max Schmeling, das zugleich sein Todesjahr wurde, unter dem Titel „Im Dickicht der Fäuste“ alle Texte Wondratscheks über das Boxen. Die inzwischen

als legendär geltenden Reportagen und Storys waren allesamt bereits in „Menschen, Orte, Fäuste“ abgedruckt, auch die Gedichte, Artikel und Interviews sind älteren Datums, die Quellen werden jedoch nicht genannt.

Mit „Saint Tropez und andere Erzählungen“ (2005) legte Wondratschek im selben Jahr fünf neue Geschichten vor. Sie erinnern an Novellen, weil unerhörte Ereignisse den Alltag von Menschen nachhaltig stören und sie für immer verwandeln. Das betrifft nicht nur die Hauptfiguren, sondern auch Beobachter und andere Beteiligte. Thematisch oszillieren die Texte in raffinierter, Spannung erzeugender Weise zwischen Leben, Spiel und Kunst, Wahrhaftigkeit und Täuschung, Erfahrenem und Erfundenem.

In der Titelerzählung „Saint Tropez“ macht sich ein Schriftsteller Gedanken über einen herumstreunenden, rätselhaften Jungen, dem er manchmal zufällig am Strand begegnet. Er ist sich sicher, dass ihn etwas „aus seiner Kindheit vertrieben“ habe. In „Das russische Mädchen“, verändert sich nicht nur Natalja, die durch eine Operation von einer körperlichen Fehlbildung geheilt wird, sondern auch der behandelnde Arzt findet sich anschließend nicht mehr zurecht. Bei einem Feuerwehrmann schleicht sich Mozarts Musik „durch eine undichte Stelle in die Seele“, plötzlich kann er träumen und ist zu ihm unbekanntem Empfindungen fähig. Doch gelingt es ihm nicht, etwas davon an seine Frau weiterzugeben, die Ehe scheitert. So wie ihm ergeht es den anderen Figuren. Keinem bringt die Veränderung Glück. Obwohl sie nach dem operativen Eingriff mit ihrem jetzt makellosen Körper und dem hübschen Gesicht nicht mehr den Erstbesten nehmen müsste, heiratet Natalja einen üblen Säufer. Zwei Wiener Instrumentenhändler lassen sich von einem chinesischen Geiger hinters Licht führen, der im doppelten Sinn spielsüchtig ist. Es geht um die Kunst Mozarts, die Kunst der Medizin, die Kunst der Verführung, die Erfindungskunst des Schriftstellers – doch immer bleibt die Wirkung ambivalent. Was auf den ersten Blick Hilfe verspricht, neue Sichtweisen eröffnet und zusätzliche Chancen zu bieten scheint, erweist sich letztlich als vergeblich, führt zu Armut, Einsamkeit und Außenseitertum. Eine resignative Aussage, die wie ein Schleier aus Wehmut über allen Geschichten liegt.

In einem Interview anlässlich des Erscheinens des Buchs sagte Wondratschek: „Für mich ist das Erzählen ein vollkommen unerforschtes Land. Ich habe keine Tricks, und ich reagiere wie ein Kind vor einem Setzbaukasten, den es noch nicht kennt.“ („Der Spiegel“, 20.9.2005) Ein solch unbekümmertes Ausprobieren und Jonglieren mit Möglichkeiten, Wörtern, Perspektiven und Figuren prägt die Erzählungen. Es sind hingetupfte, wie absichtslos wirkende Skizzen aus dem Notizbuch, sprachspielerische Übungen und fein gesponnene Netze aus Assoziationen. Trotzdem bleibt die Sprache erfreulich verknüpft und präzise, insgesamt eine anregende, leichte und geschliffene Prosa, die manche Ähnlichkeit mit „Die große Beleidigung“ (z.B. dieselben Figurentypen wie Geiger, Schriftsteller, Regisseur, Kind) aufweist.

Den Rezensenten gefiel „Saint Tropez und andere Erzählungen“ überwiegend. Peter Henning sieht Wondratschek „auf dem Weg zum modernen Klassiker“ und findet in dem Band „sprachmächtige Miniaturen voll Wiener Melancholie“. Dem positiven Urteil schloss sich neben anderen auch Eberhard Falcke an, der die „schöne unangestregte Gelassenheit“ betont, die dem Stil des Autors

„Grazie und Eleganz“ verleihe, während Rainer Moritz nicht ganz überzeugt ist und „den sprachlichen Feinschliff“ vermisst.

Bei den kleinen Zyklen, die 2006 unter dem Titel „Tabori in Fuschl“ veröffentlicht wurden, handelt es sich wiederum um Altbekanntes wie „Das Mädchen und der Messerwerfer“, „Orpheus in der Sonne“, „Abschiedsstücke“ und „Auf dem Weg zu Salomé“. Der titelgebende Zyklus, eine Geschichte in zwölf Gedichten, war bereits 2004 im „Playboy“ Monat für Monat abgedruckt worden. Ein alter Mann lebt weit entfernt von der Gesellschaft in der Krone eines Baumes und sinniert über den „Hintern seiner Geliebten“, Gottes missglückte Schöpfung und ein Universum, in dem „die Liebe eine Art Totalschaden darstellt“. Ein im Ganzen wie im Detail, im Inhalt wie in der Form misslungener, konfuser Text ohne inneren Zusammenhalt, mit zerhacktem Rhythmus und faden Bildern.

Wiederverwertung dominiert auch in „Lied von der Liebe“ (2008), einer Sammlung von Gedichten zum Thema Liebe, ärgerlicherweise ebenfalls ohne Inhaltsverzeichnis und Hinweise auf die Herkunft der Texte. So moniert Sandra Richter zu Recht, dass der Verlag den Autor unter Wert verkaufe: „Er verramscht Liebeslyrik in liebloser Form“. Ansonsten zeigt sie sich jedoch begeistert von dem Band, der „die ganze Spannweite der amourösen Dichtung“ durchmisst. Tatsächlich wirken viele Gedichte in ihrer kargen Direktheit erstaunlich frisch, zeitlos und zuweilen amüsant („Schwanensee“), obwohl sie eigentlich alle von der Unmöglichkeit der Liebe handeln, davon, dass es zu diesem Thema nichts Gewisses gibt und für Gefühle keine Sprache. Im Zyklus der sehr kurzen „Gedichte für die linke Hand“ heißt es, dass Liebe vielleicht überhaupt „das falsche Wort“ sei, dabei solle sie doch – so an anderer Stelle – „ein in täglicher Anwendung erprobter Zustand höchster Einfachheit“ sein. Wondratschek beschwört unter anderem die erotische Liebe, die Liebe im Alter, die schwärmerische Liebe zu Wien, zum Café Hawelka und zu Ernst Jandl, zu Katzen und zu Frauen. Ihm gelingen teilweise sehr genau beobachtete Miniaturszenen, die tatsächlich mehr über die Liebe verraten, als Begriffe allein ausdrücken könnten. Während diese bildhaften Schilderungen poetisch überzeugen, sind manche zum Kalenderspruch oder Kalauer neigenden Verse eher platt oder derb („Willst du, daß die Liebe glückt, / nimm ein Mädchen, das sich bückt“). Ein Hang zum Sentimentalen ist bei einigen der zum ersten Mal veröffentlichten Gedichte über den Jungen Raoulito zu bemerken. Sie handeln von einem Vater, der zu seinem großen Erstaunen merkt, wie einzigartig tief und intensiv die Liebe zum eigenen Kind ist („Raoulito schläft“).

Der Zyklus über „Raoulito“ kann als Hinführung zum Prosatext „Das Geschenk“ (2011) angesehen werden, in dem ebenfalls eine Vater-Sohn-Beziehung im Zentrum steht. Nicht nur das Thema fällt aus dem Rahmen dessen, was man von Wondratschek gewohnt ist, auch die über weite Strecken relativ konventionelle Erzählweise, vor allem aber die emotionale Nähe zum Protagonisten überraschen. Dabei handelt es sich bei ihm um einen alten Bekannten aus „Chuck’s Zimmer“ von 1974, Wondratscheks erfolgreichstem Lyrikband.

Chuck, das Alter Ego des Autors, der Einzelgänger und Außenseiter, ist nicht nur 31 Jahre älter geworden, er hat sich auch sonst verändert. Der Grund dafür sind zwei „Geschenke“. Das eine: Chuck lernt eine wesentlich jüngere Frau

kennen, eine „gute Fee“, für die er sich aus seiner Drogensucht befreien kann. Und das zweite: Die Frau wird von ihm schwanger und macht Chuck, der nie ein Kind haben wollte, zum Vater eines Sohnes. Dieser Chuck, herausgerissen aus seinem wilden Leben und seiner Macho-Ideale beraubt, interessiert und berührt den Leser wie wohl keine Figur in Wondratscheks Werk. Nach all den stilisierten Helden wird hier ein wirklicher Mensch sichtbar: ehrlich, schutz-, macht- und ratlos, alt und doch gelassen. Chucks Geständnisse wirken zutiefst glaubwürdig. Er erscheint als Verzweifelter, der nicht glücklich ist, aber einsieht, dass er nur dieses eine Leben hat. Als Vorbild taugen nicht länger harte Kerle und einsame Wölfe, sondern – ausgerechnet – Donald Duck, weil er fähig ist, „so unbeirrt optimistisch allem Unglück dieser Welt zu trotzen“.

Wunderbar facettenreich entfaltet wird vor allem das Verhältnis zwischen Chuck und dem inzwischen 14-jährigen Sohn, der bei der Mutter aufwächst und nur selten zu Besuch kommt. Im Buhlen um dessen Liebe und Aufmerksamkeit mutiert Chuck zum tragikomischen Helden. Er übt sich im Verstehen, sucht in den Erinnerungen an die eigene Kindheit und Jugend nach Ähnlichkeiten und muss doch immer wieder kapitulieren vor der Widerständigkeit des Sohnes, der keine Lust auf „gönnerhafte Predigten“ hat und auf Chucks Bemühen, dem Sprössling eigene Interessen – etwa fürs Gitarrespiel oder Boxen – schmackhaft zu machen, mit rigoroser Ablehnung reagiert. So wie Chuck ergeht es also jemandem, dem alle Gewissheiten des bisherigen Lebens abhanden kommen und der darauf nicht mit Wut antwortet, sondern mit Liebe, Verständnis, Spiel und Fantasie. Wondratschek erzählt von diesem komplizierten Verhältnis authentisch und berührend, Trauer und Melancholie mischen sich mit amüsanten und (selbst)ironischen Zwischentönen, ruhige Ernsthaftigkeit wird mit feinem Lächeln kontrastiert.

Im letzten Drittel des Buches jedoch macht der Erzähler eine Kehrtwende, der Text zerfasert, der Ton kippt ins Rührselige. Im Gespräch mit seinem Lektor stilisiert sich Chuck zum moralisch integeren Schriftsteller, der sich auch für viel Geld nicht verbiegen lässt. Am Ende steht das Prosagedicht „Sizilianischer Sonntag“ über Leiden und Sterben eines Mafiabosses, der „nicht mehr pissen“ kann, über das die Figur des Lektors im Text sagt: „Es ist perfekt. Klar geschrieben, und doch poetisch.“ Als hätten sie sich abgesprochen, erwähnen die Rezensenten von „Das Geschenk“ dieses an Banalität und Peinlichkeit schwerlich zu überbietende Poem mit keinem Wort, sondern konzentrieren sich ganz auf das Vater-Sohn-Thema, dessen Umsetzung in höchsten Tönen gelobt wird.

Mit „Mittwoch“ (2013) gratulierte Wondratschek sich selbst zum 70. Geburtstag und lud als Gäste die Figuren früherer Bücher ein. Der Friseur, der Boxer, die Nutte, die Geigerin und viele mehr geben sich die Ehre. Auch dieser sogenannte Roman besitzt weder eine fortlaufende Handlung noch eine Hauptfigur, dafür ein schnell erkennbares, formales Grundprinzip:

Geschildert wird die Wanderung eines Hundert-Euro-Scheins durch einen Tag, einen Mittwoch. Ein Mann überlässt ihn als Pfand für eine Zimmerreservierung einem Portier, der zahlt damit einen Mechaniker, der verliert den Schein bei einer Pferdewette in einer Kneipe an den Gastwirtssohn, der trägt ihn in ein Bordell ... Die Kugel auf dem Cover steht für die Drehbewegung, allerdings steigert sich das Tempo nicht, sondern die Handlung verliert schnell an Schwung und kommt schließlich ganz zum Stillstand, denn beinahe die ganze

zweite Hälfte des Buches über verbleibt der Geldschein bei einem Tabakhändler. Erzählt wird nicht allein aus dem Leben seines jeweiligen Besitzers. Wie bei einer russischen Matroschka steckt Wondratschek die Geschichten ineinander. Beim Tabakhändler trifft sich täglich eine Männerrunde zum Palaver, einer erzählt von einem Frauenarzt, den er manchmal im Treppenhaus trifft, der wiederum erzählt die Geschichte eines mit ihm befreundeten Arztes, der von einem Patienten angeschossen wurde, weil der glaubte, in seiner Ehre verletzt worden zu sein, weil seine Frau dem Arzt von seiner Impotenz erzählte.

Wondratschek handhabt das Verschachtelungsprinzip mit großer Könnerschaft, und wer beim Lesen nicht aufpasst, verliert schnell den Faden und weiß nicht mehr, welche Figur gerade von wem erzählt. Zwischen Malta, Paris und St.Petersburg rauschen und flirren die Stimmen und Geschichten umher, zu Wort kommen neben vielen anderen ein Sänger, ein Schriftsteller, ein Priester, ein Schlafwagenschaffner, ein Arzt. Die Erzählungen blenden für einen Moment in deren Alltag hinein, handeln meist von Vergeblichkeit, Resignation, Alter, Krankheit, Tod, selten von Hoffnung oder Glück. Doch der Vielzahl der Figuren und der Unterschiede ihrer sozialen Herkunft und ihrer Schicksale zum Trotz – letztlich ist es stets der Erzähler selbst, der unter wechselnden Masken auftritt. Das macht auch das Zitat von Jorge Luis Borges deutlich, das – auf Wunsch des Autors – den sonst üblichen Klappentext ersetzt: „Er ließ seinen Geist schweifen, und er gab diesem Geist die Gestalt vieler Personen.“

Mit immensem kompositorischen Aufwand wird magerer Ertrag erzielt, weil die Figuren Staffage bleiben und der „schweifende Geist“ nicht allzu viel Interessantes entdeckt. Wondratschek erzählt einmal mehr in der für ihn typischen Mischung aus Lakonie und Larmoyanz, mit großen Schwüngen, zahllosen Abschweifungen und mäßig originellen Aphorismen („Das Dumme am Sterben, es bleiben zu viele ungelesene Bücher zurück“, „Geld war eine Waffe, die immer geladen war“).

Die Kritik hat die Besprechung von „Mittwoch“ meist in die Gratulationsartikel zum runden Geburtstag eingebaut. In diesem Kontext fiel nicht weiter auf, dass die Würdigungen eher knapp und wenig euphorisch ausfielen. Dem Anlass entsprechend suchte man nach dem Positiven und ließ Milde walten. Das Buch sei „mit leichter Hand und viel Fabulierlust“ geschrieben, meint Jochen Hieber; Marie Schmidt mag offenbar aus „Ehrerbietigkeit“ gegenüber dem Jubilar nicht allzu deutlich werden, klassifiziert die Darstellungsweise jedoch als „eine charakteristische Perspektive älterer Herren“; und auch Thomas Andre versucht, das Glänzende neben dem Platten zu betonen, kann sich aber den kleinen Seitenhieb nicht verkneifen, Wondratschek lasse „seine Herrenrunde zu sehr im Kalauer-Modus sinnieren“. Wirklich überzeugt gibt sich dagegen Ulrich Rüdener, der von einem „wunderbar leichten Buch“ schwärmt und resümierend eine Erzählung lobt, „die sich an den Aufmerksamkeitsrändern tummelt, von der Banalität des Menschseins handelt, zärtlich und intensiv und angetrieben von einer Poesie des Nebenbei.“

Primärliteratur

„Früher begann der Tag mit einer Schußwunde“. München (Hanser) 1969.
(= Reihe Hanser 15).

„Ein Bauer zeugt mit einer Bäuerin einen Bauernjungen, der unbedingt Knecht werden will“. München (Hanser) 1970. (= Reihe Hanser 44).

„Paul oder die Zerstörung eines Hör-Beispiels. Hörspiele“. München (Hanser) 1971. (= Reihe Hanser 72).

„Früher begann der Tag mit einer Schußwunde. Ein Bauer zeugt mit einer Bäuerin einen Bauernjungen, der unbedingt Knecht werden will“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1972. (= dtv sonderreihe 113).

Bernd Brumbär / Wolf Wondratschek: „Die Hundente“. Frankfurt/M. (März) 1972.

„Maschine Nr.9“. Zusammen mit Bernd Brumbär. Warwick (University of Warwick, Department of German Studies) 1973. (= Occasional Papers in German Studies 4).

„Omnibus“. München (Hanser) 1972.

„Chuck's Zimmer. Gedichte/Lieder“. München (Selbstverlag. Vertrieb: Zweitausendeins Frankfurt/M.) 1974.

„Das leise Lachen am Ohr eines andern. Gedichte/Lieder 2“. München (Selbstverlag. Vertrieb: Zweitausendeins Frankfurt/M.) 1976.

„Männer und Frauen. Gedichte/Lieder 3“. München (Selbstverlag. Vertrieb: Zweitausendeins Frankfurt/M.) 1978.

„Letzte Gedichte“. München (Selbstverlag. Vertrieb: Zweitausendeins Frankfurt/M.) 1980.

„Chucks Zimmer. Alle Gedichte und Lieder“. München (Heyne) 1982. (= Heyne Buch 6030).

„Mein Lesebuch“. Anthologie. Hg. von Wolf Wondratschek. Frankfurt/M. (Fischer) 1982. (= Fischer Taschenbuch 5269).

„Früher begann der Tag mit einer Schußwunde und andere Prosa“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1982. (= dtv neue reihe 6381).

„Die Einsamkeit der Männer. Mexikanische Sonette (Lowry-Lieder)“. Zürich (Diogenes) 1983.

„Carmen oder bin ich das Arschloch der achtziger Jahre“. Zürich (Diogenes) 1986.

„Menschen Orte Fäuste. Reportagen und Stories“. Zürich (Diogenes) 1987. 2., ergänzte Auflage: Zürich (Diogenes) 1996. (= Diogenes Taschenbuch 21955).

„Einer von der Straße“. Roman. München (Bertelsmann) 1992. Neuausgabe: Berlin (Ullstein) 2020.

„Die Gedichte“. Zürich (Diogenes) 1992.

„Oktober der Schweine“. Limitierte, signierte und nummerierte Ausgabe. Hg. von Wolfgang Rüger. Frankfurt/M. (Paria) 1993. (= BITTER LEMON 20). (200 Exemplare).

„Liebesgedichte“. Zürich (Diogenes) 1997. (= Diogenes Taschenbuch 22956).

„Das Mädchen und der Messerwerfer“. Gedichte. Frankfurt/M. (Zweitausendeins) 1997.

- „Kelly-Briefe“. Zusammen mit Lilo Rinkens. Mit einer Notiz von Christian d’Orville. München (Matthes & Seitz) 1998.
- „Die große Beleidigung. Vier Erzählungen“. München, Wien (Hanser) 2001.
- „Mozarts Friseur. Roman“. München, Wien (Hanser) 2002.
- „Orpheus in der Sonne. Vier Gedichtzyklen“. München, Wien (Hanser) 2003.
- „Gedichte / Lieder. Gedichte aus Zweitausendeins Jahren: Chucks Zimmer / Das leise Lachen am Ohr eines andern / Männer und Frauen / Letzte Gedichte“. Frankfurt/M. (Zweitausendeins) 2003.
- „Mara“. München, Wien (Hanser) 2003.
- „Saint Tropez und andere Erzählungen“. München (Hanser) 2005.
- „Im Dickicht der Fäuste. Vom Boxen“. Vom Autor überarbeitet und neu zusammengestellt. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 2005. (= dtv 13362). Erweiterte Neuauflage: Berlin (Ullstein) 2021.
- „Tabori in Fuschl“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 2006. (= dtv 13458).
- „Die weißen Jahre. Reportagen und Stories“. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 2007. (= dtv 13541).
- „Das Geschenk“. München (Hanser) 2011.
- „Mittwoch. Roman“. Salzburg (Jung und Jung) 2013.
- „For a life without a dentist. Raoulito-Gedichte“. Bucha bei Jena (Quartus) 2014.
- „Selbstbild mit russischem Klavier“. Berlin (Ullstein) 2018.
- „Orpheus in der Sonne / Coda. Gedichte“. Berlin (Ullstein) 2018.
- „Erde und Papier“. Berlin (Ullstein) 2019.
- „Das russische Mädchen und andere Erzählungen“. Berlin (Ullstein) 2020.
- „Dante, Homer und die Köchin. Eine Komödie“. Berlin (Ullstein) 2021.
- „Einige Gedichte“. Berlin (Ullstein) 2023.

Theater

„Das Mädchen und der Messerwerfer“. Ballett von Simone Sandroni nach Wolf Wondratscheks Gedichtzyklus. Uraufführung: Bayerisches Staatsballett, Prinzregententheater, 2. 2. 2012.

Rundfunk

- „Freiheit oder Ça ne fait rien“. Saarländischer Rundfunk. 7. 2. 1966.
- „Zufälle“. Saarländischer Rundfunk / Westdeutscher Rundfunk. 12. 3. 1969.
- „Paul oder Die Zerstörung eines Hörbeispiels“. Westdeutscher Rundfunk. 6. 11. 1969.
- „Einsame Leichen“. Westdeutscher Rundfunk. 4. 11. 1970.

„Zustände und Zusammenhänge“. Zusammen mit Peter M. Ladiges. Bayerischer Rundfunk / Saarländischer Rundfunk. 20. 11. 1970.

„Kann das Quietschen der Straßenbahn nur eine Frau gewesen sein?“. Westdeutscher Rundfunk. 26. 1. 1972.

„Maschine Nr.9“. Zusammen mit Bernd Brummbär und Georg Deuter. Bayerischer Rundfunk / Hessischer Rundfunk / Norddeutscher Rundfunk. 1. 6. 1973.

Film

„Im dunklen Herz des Nachmittags“. Regie: **Werner Schroeter**. 1976.

„Violanta“. Kinofilm. Drehbuch zusammen mit Daniel Schmid nach C.F. Meyer „Die Richterin“. Regie: **Daniel Schmid**. 1977.

„Neapolitanische Geschwister“. Kinofilm. Drehbuch zusammen mit Werner Schroeter. Regie: **Werner Schroeter**. 1978.

„Der Bauer von Babylon – Rainer Werner Fassbinder dreht ‚Querelle‘“. Dokumentarfilm. Drehbuch zusammen mit Dieter Schidor, Kommentar. Regie: **Dieter Schidor**. 1982.

Tonträger

„Paul oder die Zerstörung eines Hörbeispiels“. Zusammen mit „Ophelia und die Wörter“ von Gerhard Rühm. Deutsche Grammophon / Luchterhand 1973. (= Hörspiel heute 2574 006).

„Maschine Nr.9“. Zusammen mit Bernd Brummbär und Georg Deuter. Philips 1974. (= 6305 221).

„Esther Ofarim: Complicated Ladies“. Musik Eberhard Schoener, Texte Wolf Wondratschek und Ulf Miehe. Phonogramm 1982. (= Mercury 6435 173).

„König Ludwigs Lied / Ich glaube, ich habe einen Knall“. Auf: lyrics. Zweitausendeins 1986. (= Rillenschlange 8604).

„Das Mädchen und der Messerwerfer“. Wolf Wondratschek (Lesung), Michael Naura (Klavier), Wolfgang Schlüter (Vibraphon). CD. Frankfurt/M. (mood / Zweitausendeins) 1997.

„Schauspieler lesen Wondratschek“. CD. Frankfurt/M. (mood / Zweitausendeins) 1997.

„Kirsten Dene und Wolf Wondratschek lesen die Erzählung ‚Auf dem Graben‘“. CD. Frankfurt/M. (Zweitausendeins) 2001.

„Wolf Wondratschek liest ‚Die große Beleidigung‘“. 2 CDs. Frankfurt/M. (Zweitausendeins) 2001.

Interzone: „Letzte Ausfahrt“. Schallplatte, limitierte Edition (Vinyl, 500 Stück). Vertonte Texte von Wolf Wondratschek (aus „Chucks Zimmer“). Berlin 2019.

Sekundärliteratur

H. B.: „Zum 11. Mai“. In: Frankfurter Rundschau, 6. 5. 1968. (Zum Leonce-und-Lena-Preis).

- Maier, Wolfgang:** „Mit kapriziöser Geste“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.3.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Reich-Ranicki, Marcel:** „Nur Sätze und doch Geschichten“. In: Die Zeit, 18.4.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Schultz, Uwe:** „Sätze wie Wunden“. In: Christ und Welt, 2.5.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Vedder, Elke:** „Holzwege aus deutscher Eiche“. In: Twen, 5.5.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Karasek, Hellmuth:** „Nicht in einem Satz zu sagen“. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.5.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Osterkamp, Maria:** „Stenogramme des Alltags“. In: Saarbrücker Zeitung, 24./25.5.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Görtz, Franz Josef:** „Sätze in Würfelform“. In: Aachener Nachrichten, 14.6.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Schäfer, Hans Dieter:** „Nur die Sätze zählen“. In: Die Welt der Literatur, 19.6.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Nöhbauer, Hans F.:** „Satz-Bauer mit Mittelscheitel“. In: Abendzeitung, München, 21./22.6.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Föster, Michael:** „Bauzäune und Sätze“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 12.7.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- anonym:** „Dreimal Pech“. In: Der Spiegel, 21.7.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Groningen, Gerd:** „Im Zeichen eines sarkastischen Affronts“. In: Die Wahrheit, Berlin, 5.9.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Heckmann, Herbert:** „Schreiben als Aggression“. In: Frankfurter Rundschau, 20.9.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Deutsches Alltagsleben“. In: Rheinische Post, 27.9.1969. (Zu: „Schußwunde“).
- C. B.:** „Wolf Wondratscheks Hör-Spiel ‚Paul‘“. In: Frankfurter Rundschau, 6.11.1969. (Zu: „Paul“).
- Romain, Lothar:** „Gesellschaftskritische Miniaturen“. In: Frankfurter Hefte. 1970. H.1. (Zu: „Schußwunde“).
- C. M.:** „Hörspielpreis mit Erklärung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.4.1970. (Zu: „Paul“).
- Colberg, Klaus:** „Collagen-stereophonisch“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 2.4.1970. (Zu: „Paul“).
- Leier, Manfred:** „Im Lastwagen durch den Äther“. In: Die Welt, 2.4.1970. (Zu: „Paul“).
- Vormweg, Heinrich:** „Das neue Hörspiel setzt sich durch“. In: Süddeutsche Zeitung, 2.4.1970. (Zu: „Paul“).
- Schultze, Sabine:** „... den roten Faden abgewöhnt“. In: Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg, 9.5.1970. (Zu: „Schußwunde“).

- Rubinstein, Hilde:** „Erzähler, die Sätze bauen“. In: Merkur. 1970. H.266. S.592f. (Zu: „Schußwunde“).
- Hage, Volker:** „Prosaschreiben fällt mir schwer“. Interview. In: Frankfurter Rundschau, 18.7.1970.
- Schultz, Uwe:** „Prosa im Halteverbot“. In: Christ und Welt, 11.9.1970. (Zu: „Bauer“).
- Michels, Volker:** „Wir kennen uns überall aus, aber wir denken nichts dabei“. In: Frankfurter Rundschau, Blg. Buchmesse Sept. 1970. (Zu: „Bauer“).
- Ignée, Wolfgang:** „Heute beginnt der Tag mit Sätzen“. In: Stuttgarter Zeitung, Blg. Buchmesse Sept. 1970. (Zu: „Bauer“).
- Bisinger, Gerald:** „Uns Uwe und der Mörder“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 25.9.1970. (Zu: „Bauer“).
- Feiden, Walburga:** „Geschichten ohne Identität“. In: Publik, 25.9.1970. (Zu: „Bauer“).
- Meister, Ulrich:** „Die Scham, Schriftsteller zu sein“. In: Die Weltwoche, 25.9.1970. (Zu: „Bauer“).
- Hoche, Karl:** „Schreibmaschinentypen“. In: Die Zeit, 2.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- Sauer, Klaus:** „Dämmerung, das ist die Kinokarte für die erste Reihe“. In: Die Welt der Literatur, Nr.9/1970. (Zu: „Bauer“).
- Henschen, Hans-Horst:** „Wolf Wondratschek oder: Schützt unsere Eulen!“. In: Süddeutsche Zeitung, 3./4.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- Widmer, Urs:** „Sätze statt Geschichten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- Tsakiridis, Vagelis:** „Avantgarde-Bla-Bla“. In: Abendzeitung, München, 16.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- anonym:** „Uwe sein Tor“. In: Der Spiegel, 19.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- Donner, Wolf:** „Sätze über Sätze“. In: Die Zeit, 30.10.1970. (Zu: „Bauer“).
- Rühle, Arndt:** „Bei Wondratschek soll der Leser mitmachen“. In: Münchner Merkur, 7./8.11.1970. (Zu: „Bauer“).
- Ignée, Wolfgang:** „Nach dem Prinzip des Rouletts“. In: Nürnberger Nachrichten, 14./15.11.1970. (Zu: „Bauer“).
- Hartung, Harald:** „Wie mit dem Erzählen anfangen?“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 31.1.1971. (Zu: „Bauer“).
- Arnold, Heinz Ludwig / Stiller, Klaus (Hg.):** „Wolf Wondratschek“. TEXT + KRITIK. 1971. Spezinummer 1.
- Mateen, Gabbo:** „Lieber etwas undeutlich“. In: Sonntags-Journal, Zürich, 13./14.2.1971. (Zu: „Bauer“).
- Schmidt, Hans Dieter:** „Lauter Sätze“. In: Main-Echo, 17.2.1971. (Zu: „Bauer“).
- Dencker, Klaus-Peter:** „Attacke gegen Sprachelend?“. In: Nürnberger Nachrichten, 16.9.1971. (Zu: „Paul“).

- Schäfer, Hans Dieter:** „Der Terror wird ästhetisch verbrämt“. In: Die Welt, 2. 10. 1971.
- Widmer, Urs:** „Wenn 50 000 Musik machen und fünf Personen hören zu“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 10. 1971. (Zu: „Paul“).
- Engelhardt, Elisabeth:** „Der Tod als Kumpel“. In: Nürnberger Nachrichten, 21. 3. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Linder, Christian:** „Mick Jagger und andere“. In: Frankfurter Rundschau, 20. 5. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Schultze, Sabine:** „Über den Umgang mit der Umgangssprache“. In: Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg, 2. 6. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Schäfer, Hans Dieter:** „Von einem, der auszog, Medium zu sein“. In: Die Welt, 22. 6. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Wondratscheks überfüllter Omnibus“. In: Die Tat, Zürich, 8. 7. 1972.
- Schmitt, W. Christian:** „W. W. oder der große Irrtum“. In: Darmstädter Echo, 15. 7. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Jansen, Peter W.:** „Ich will aber kein Schriftsteller sein“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 8. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Herkens, Ernst:** „Schriftsteller‘ als Nabel der Welt“. In: Aachener Volkszeitung, 28. 9. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Seehafer, Klaus:** „Wolf Wondratschek: ‚Omnibus‘“. In: Neue Deutsche Hefte. 1972. H.3. S.152–153.
- Schachtsiek-Freitag, Norbert:** „Wolf Wondratschek/‚Omnibus‘“. In: Neue Rundschau. 1972. H.3. S.563–566.
- Lex, Hans-Eberhard:** „Der Satz ist eine Linie ...“. In: Spandauer Volksblatt, 1. 10. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Schaumann, Lore:** „Wondratscheks ‚Omnibus‘“. In: Rheinische Post, 7. 10. 1972.
- Vormweg, Heinrich:** „Das Gefühl, kein Schriftsteller zu sein“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8. 10. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- Hartung, Harald:** „Die Avantgarde im Omnibus“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 8. 10. 1972.
- Callsen, Max:** „Mehr zum Blättern als zum Durchlesen“. In: Berliner Morgenpost, 30. 11. 1972. (Zu: „Omnibus“).
- anonym:** „Programmatische Kritik am Radio“. In: Frankfurter Rundschau, 14. 6. 1973. (Zu: „Maschine Nr.9“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Wolf Wondratschek: ‚Chuck’s Zimmer‘“. In: Die Tat, Zürich, 25. 1. 1975.
- Herms, Uwe:** „Eine neue Art von Literatur?“. In: Die Zeit, 27. 6. 1975. (Zu: „Chuck’s Zimmer“).
- Jappe, Georg:** „Stimmungsbuch unserer Tage“. In: Die Zeit, 1. 4. 1977. (Zu: „Das leise Lachen“).

- Becker, Peter von:** „Irrlichter zwischen Kitsch und Kunst“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 8. 1977. (Zu: „Das leise Lachen“).
- Krolow, Karl:** „Lyrik mit Sound“. In: Nürnberger Nachrichten, 30.9. 1977. (Zu: „Das leise Lachen“).
- Rühmkorf, Peter:** „Gepünktelte Hoffnungslinie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. 12. 1978. (Zu: „In den Autos“ aus „Das leise Lachen“).
- Hage, Volker:** „Der süße Ohrwurm Sehnsucht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. 12. 1978. (Zu: „Männer und Frauen“).
- Schödel, Helmut:** „Kinogeschichten hinter der Ekelmeile“. In: Süddeutsche Zeitung, 5. 1. 1979. (Zu: „Männer und Frauen“).
- Feldes, Roderich:** „Die Reste alter Träume“. In: Die Welt, 3.2. 1979. (Zu: „Männer und Frauen“).
- Skasa, Michael:** „Ein Mann ist müde“. In: Die Zeit, 6.4. 1979. (Zu: „Männer und Frauen“).
- Mikula, Anna:** „Ein irres Paar“. Zeitmagazin. 1979. Nr.29.
- Gnüg, Hiltrud:** „Schläge, die keinen treffen“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 18./19.8. 1979. (Zu: „Männer und Frauen“).
- Fausser, Jörg:** „Mitten in unser Leben“. In: tip (Berlin). 1980. Nr.22. (Zu: „Letzte Gedichte“).
- Kempff, Martina:** „Von der Hure Domenica“. In: Die Welt, 8. 11. 1980. (Zu: „Letzte Gedichte“).
- Stephan, Rainer:** „Gebrauchsllyrik“. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15. 3. 1981. (Zu: „Letzte Gedichte“).
- Schödel, Helmut:** „Die große unangenehme Kraft der Gleichgültigkeit“. In: Die Zeit, 10. 4. 1981. (Zu: „Letzte Gedichte“).
- Heinemann, Frank J.:** „Poeten-Poker“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 23.6. 1981. (Zum Verlagswechsel).
- Reich-Ranicki, Marcel:** „Wolf Wondratschek oder Poesie in Jeans“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.7. 1981. (Zu den Gedichten).
- Pfeifer, Tadeus:** „Was macht uns noch laufen?“. Interview. In: Wir Brückenbauer, 21.5. 1982.
- Hügel, Hans Otto:** „Wolf Wondratschek: ‚In den Autos‘“. In: Peter Bekes u.a. (Hg.): Deutsche Gegenwartsllyrik von Biermann bis Zahl. München (Fink) 1982. (= UTB 1115). S.248–271.
- Schödel, Helmut:** „Wondratschek ‚Frühe Prosa‘“. In: Die Zeit, 26.8. 1983. (Zu: „Schußwunde“).
- Meyer, Claus Heinrich:** „Lyrik um Lowry“. In: Süddeutsche Zeitung, 29./30. 10. 1983. (Zu: „Einsamkeit“).
- Matt, Beatrice von:** „Luxuriöse Brutalität“. In: Neue Zürcher Zeitung, 19. 11. 1983. (Zu: „Einsamkeit“).
- Diedrichsen, Dietrich:** „Ach, ist das alles verdammt männlich“. In: Der Spiegel, 21. 11. 1983.

- Minaty, Wolfgang:** „Die Brüder der Sänger der Vanitas“. In: Die Welt, 31. 12. 1983. (Zu: „Einsamkeit“).
- Hartung, Harald:** „Dämonen sollen verbluten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 1. 1984. (Zu: „Einsamkeit“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Im Strumpfband blitzt das Messer“. In: Rheinischer Merkur/Christ und Welt, 10. 2. 1984. (Zu: „Einsamkeit“).
- Schlaffer, Hannelore:** „Bloß keine Erfüllung finden“. In: Stuttgarter Zeitung, 31. 3. 1984. (Zu: „Einsamkeit“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Wolf Wondratschek: ‚Die Einsamkeit der Männer‘“. In: Literatur und Kritik. 1985. H. 197/198. S. 395–396.
- Rothmann, Kurt:** „Wolf Wondratschek“. In: ders.: Deutschsprachige Schriftsteller seit 1945 in Einzeldarstellungen. Stuttgart (Reclam) 1985. (= Reclams Universal-Bibliothek 8252). S. 399–404.
- Görtz, Franz Josef:** „Großmutter versteht mich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 3. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Minaty, Wolfgang:** „Der Liebling der erträumten Frauen“. In: Die Welt, 19. 4. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Schober, Siegfried:** „Männer mit Herz und Schmerz“. In: Die Zeit, 25. 4. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Hallenser, Justus:** „Warum mußte ich Idiot Wondratschek lesen“. In: Süddeutsche Zeitung, 30. 4./1. 5. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Franke, Eckhard:** „Vor Algeciras Küste“. In: Stuttgarter Zeitung, 10. 5. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Kübler, Gunhild:** „Trostreiche Ohrfeigen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. 5. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Pollak, Anita:** „Der Macho mit dem Knick“. In: Die Presse, Wien, 12./13. 7. 1986. (Zu: „Carmen“).
- Linder, Christian:** „Aber wo ist das Leben?“. In: Süddeutsche Zeitung, 28. 10. 1987. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- Hinderer, Walter:** „Herzensergießungen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. 11. 1987. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- anonym:** „Athleten der Präzision“. In: Der Spiegel, 30. 11. 1987. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- Andreas, Dirk:** „Der einzige Bruder des Boxers“. In: Nürnberger Nachrichten, 21. 1. 1988.
- Schmickl, Gerald:** „Männliche Solitäre“. In: Die Weltwoche, 4. 2. 1988. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- Lüdke, Martin:** „Endgültig k. o.“. In: Frankfurter Rundschau, 20. 2. 1988. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- Kübler, Gunhild:** „Einsame Kämpfer“. In: Neue Zürcher Zeitung, 11. 3. 1988. (Zu: „Menschen, Orte, Fäuste“).

- Müller, André:** „Ich liebe den Zweikampf“. Gespräch. In: Die Zeit, 11.3.1988. Auch in: ders.: ... über die Fragen hinaus. Gespräche mit Schriftstellern. München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1998. (= dtv 12590). S.51–66.
- Freitag, Michael:** „Warum lieben die Menschen den Klatsch, Herr Wondratschek?“. Interview. In: Frankfurter Allgemeine Magazin, 31.3.1988.
- Mohr, Peter:** „Vom Elend der Sparringspartner“. In: Rheinischer Merkur, 29.4.1988. (Zu: „Menschen, Orte, Fäuste“).
- Harig, Ludwig:** „Mythische Abgründe“. In: Die Zeit, 20.5.1988. (Zu: „Menschen Orte Fäuste“).
- Gross, Gerald:** „W. Wondratschek: Der einsame Wolf und die Frauen“. In: Arbeiter-Zeitung, Wien, 10.6.1988.
- Urbach, Tilman:** „Zauber der Geräte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15.3.1991.
- Schott, Christiane:** „Hartgesotten, zartbesaitet“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 21.2.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Bernuth, Christa von:** „Eine Aura von Einsamkeit“. Interview. In: Die Zeit, 28.2.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Hage, Volker:** „Und Johnny ging zur Reeperbahn“. In: Die Zeit, 28.2.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Bengel, Michael:** „Pferdekuß“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 3.3.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Knorr, Wolfram:** „Emsige Suche nach verräterischen Stellen“. In: Rheinischer Merkur, 6.3.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Freitag, Michael:** „Warum ist die Unterwelt so faszinierend, Herr Wondratschek?“. Interview. In: Frankfurter Allgemeine Magazin, 13.3.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Noack, Bernd:** „Im Gefühlsbrei“. In: Nürnberger Nachrichten, 26.3.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Falcke, Eberhard:** „Die Ehrlichkeit der Haifische“. In: Süddeutsche Zeitung, 28./29.3.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Bielefeld, Claus-Ulrich:** „Geld ist nichts“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.4.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Leistenschneider, Peter:** „Ein Mann will nach oben“. In: Freitag, 17.4.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Schulze-Reimpell, Werner:** „Ziemlich unmoralisch“. In: Stuttgarter Zeitung, 7.8.1992. (Zu: „Einer von der Straße“).
- Mattenklott, Gert:** „Historisch. Wondratscheks Gedichte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.10.1992. (Zu: „Gedichte“).
- Siedenberg, Sven:** „Bar, Boxring und Bordell“. In: Stuttgarter Zeitung, 14.8.1993.
- V. L.:** „Aus dem Innersten des Textes“. In: Frankfurter Rundschau, 20.11.1993. (Zur Vertonung von Wondratscheks Texten durch Wolfgang Rihm).
- anonym:** „Wondratscheks Ring-Parabel“. In: Der Spiegel, 3.10.1994. (Zu dem Gedicht: „Der Boxer Henry Maske“).

- anonym:** „Nur noch Marionetten. Der Schriftsteller Wolf Wondratschek über die Box-Inszenierungen“. Interview. In: Der Spiegel, 21.11.1994.
- Hintermeier, Hannes:** „Unter Mäzenen“. In: Die Woche, 25.4.1997. (Zu: „Mädchen“).
- Konjetzky, Klaus:** „Er wird immer jünger, befürchten die Frauen“. In: Süddeutsche Zeitung, 10./11.5.1997. (Zu: „Mädchen“).
- Maidt-Zinke, Kristina:** „Zigeunerjunge im Nachttisch“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.9.1997. (Zu: „Mädchen“).
- Apel, Friedmar:** „Wolli und Kelly in Kairo“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.6.1998. (Zu: „Kelly-Briefe“).
- Burger, Jörg:** „Wolf Wondratschek, Lustwandler, 54“. (Rubrik „Helden der Popkultur“). In: Zeitmagazin, 25.6.1998.
- Süskind, Patrick:** „Romantiker im Irrenhaus“. In: Der Spiegel, 3.8.1998. (Zu: „Kelly-Briefe“).
- Kraft, Thomas:** „Rücksichtslos einfach“. In: Rheinischer Merkur, 11.9.1998. (Zu: „Kelly-Briefe“).
- Schuh, Franz:** „Der Dichter als Person“. In: Die Zeit, 7.1.1999. (Zu: „Gedichte“).
- Illies, Florian:** „Vier Schüsse in den Ofen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.3.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Kohtes, Michael:** „Altern als Kunst betrachtet“. In: Die Zeit, 22.3.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Steinert, Hajo:** „Erzählen aus dem Geist des Flaneurs“. In: Die Welt, 7.4.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Mackowski, Katrin:** „Rotzfrech und demütig“. In: profil, 30.4.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Wittstock, Uwe:** „Irgendwas muss man eben opfern“. In: Die Welt, 26.5.2001.
- Filser, Hubert / Klute, Hilmar:** „Ich muss den Himmel sehen“. Interview. In: Süddeutsche Zeitung, 29.5.2001.
- Kunisch, Hans-Peter:** „Lyrik von der Putztruppe“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 24.6.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Berg, Sibylle:** „Star, das war einmal“. In: Die Woche, 29.6.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Fuld, Werner:** „Wondratscheks Welt“. In: Focus, 2.7.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Becker, Peter von:** „Das Leben liegt auf der Lauer – und der Autor auch“. Gespräch. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 18.7.2001.
- Schäfer, Frank:** „Etüden aus der Mottenkiste“. In: Neue Zürcher Zeitung, 18.7.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Schweizer, Michael:** „Wenn er nur schreiben könnte“. In: Berliner Zeitung, 18./19.8.2001. (Zu: „Beleidigung“).

- Hagestedt, Lutz:** „Kann Lampenfieber eine Magenwand umrunden?“. In: Frankfurter Rundschau, 6.9.2001. (Zu: „Beleidigung“).
- Wittstock, Uwe:** „Erfahrung der Einsamkeit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.2.2002. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.27. Frankfurt/M. (Insel) 2004. S.231–234. (Zu dem Gedicht: „Endstation“).
- Paterno, Wolfgang:** „Das Buch zum Friseur – Verrutschte Philosophen und Stotterer“. In: Falter, Wien, 15.3.2002. (Zu: „Mozart“).
- Kraller, Bernhard** (Hg.): „Wolf Wondratschek“. Wespennest. 2002. H.127.
- März, Ursula:** „Mozart auf der Reise zum Friseur“. In: Die Zeit, 23.5.2002.
- Schneider, Wolfgang:** „Wolf Wondratschek: ‚Mozarts Friseur‘“. In: Literaturen. 2002. H.6. S.94–95.
- Amanshauser, Martin:** „Spezialtipps für Datteln“. In: Der Standard, Wien, 1.6.2002. (Zu: „Mozart“).
- Falcke, Eberhard:** „Locken-Drehen“. In: Süddeutsche Zeitung, 10.6.2002. (Zu: „Mozart“).
- Lovenberg, Felicitas von:** „Welche Vielfalt der Manieren!“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.6.2002. (Zu: „Mozart“).
- Schwering, Markus:** „Ein Wiener Haarsalon als Parallel-Universum“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 13./14.7.2002. (Zu: „Mozart“).
- Philipp, Claus:** „Ein Friseur als ‚Ein-Mann-Indianer-Stamm‘“. In: Der Standard, Wien, 15.7.2002. (Zu: „Mozart“).
- Raus, Michael:** „Arabischer Coiffeur in Wiener Griechengasse“. In: Neues Deutschland, 19.7.2002. (Zu: „Mozart“).
- Schlaffer, Hannelore:** „Traum von der Kunst“. In: Stuttgarter Zeitung, 2.8.2002. (Zu: „Mozart“).
- Schneider, Wolfgang:** „Im Zaubereich der Langsamkeit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8.8.2002. (Zu: „Mozart“).
- Bopp, Lena:** „Waschen, schneiden, lesen“. In: Rheinischer Merkur, 29.8.2002. (Zu: „Mozart“).
- Halter, Martin:** „Klatsch wie im Kaffeehaus“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 4.9.2002. (Zu: „Mozart“).
- Hove, Oliver vom:** „Scherenklappern und Seelenplappern im Serail der Perücken und Pomaden“. In: Die Presse, Wien, 12.10.2002. (Zu: „Mozart“).
- Schmidt, Christopher:** „Wo die wilden Kerle wohnen“. In: Süddeutsche Zeitung, 17.3.2003. (Zu: „Orpheus“).
- Müller, Roland:** „Genetischer Unsinn“. Gespräch. In: Stuttgarter Zeitung, 17.5.2003.
- Braun, Michael:** „Gebrochenes Deutsch (8): Die Luftgeschäfte der Poesie“. In: Basler Zeitung, 18.7.2003. (Zu: „Gedichte/Lieder“).
- Gropp, Rose-Maria:** „Heute muß ein Mann einer Frau etwas bieten können“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.8.2003.

- Reich-Ranicki, Marcel:** „Man wird nicht Kultautor ohne Grund“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.8.2003. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.27. Frankfurt/M. (Insel) 2004. S.227–230. (Zu dem Gedicht: „Am Quai von Siracusa“).
- Raddatz, Fritz J.:** „Ein Liebesschwur für die Kunst“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, 25.9.2003. (Zu: „Mara“, „Orpheus“).
- Gropp, Rose-Maria:** „Ein Himmel voller Geigen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7.10.2003. (Zu: „Mara“).
- Thuswaldner, Anton:** „Die Blondine des Musikbetriebs“. In: Stuttgarter Zeitung, 17.10.2003. (Zu: „Mara“).
- Görner, Rüdiger:** „In die Noten starren wie in eine Baugrube“. In: Die Presse, Wien, 15.11.2003. (Zu: „Mara“).
- Maidt-Zinke, Kristina:** „Mit dem Ohr im Ausguss“. In: Süddeutsche Zeitung, 1.12.2003. (Zu: „Mara“).
- Schibli, Sigfried:** „Die Lebensbeichte eines Luxus-Klangkörpers“. In: Basler Zeitung, 19.3.2004. (Zu: „Mara“).
- Siblewski, Klaus:** „Ein Cello erzählt von der Liebe“. In: Die Welt, 17.4.2004. (Zu: „Mara“).
- Krumbholz, Martin:** „Aus dem Cellokästchen“. In: Frankfurter Rundschau, 13.5.2004. (Zu: „Mara“).
- Wegner, Matthias:** „Es mündet in einen Seufzer der Vergeblichkeit“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.6.2004. (Zu dem Gedicht: „Kleinhesselohrer See“).
- Weidemann, Volker:** „Generation Wolf“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 11.9.2005. (Porträt).
- Woisetschläger, Karl:** „Adler, die wir nie berührten“. Gespräch. In: Die Presse, Wien, 24.9.2005.
- Apel, Friedmar:** „Der beleidigte Schmetterling“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.2005. (Zu: „Saint Tropez“, „Dickicht der Fäuste“).
- Vetsch, Florian:** „Turniere zwischen Leuten, die schreiben“. Gespräch. In: Volltext. 2005. H.5. S.26.
- Falcke, Eberhard:** „Grazie und Eleganz“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, 17.11.2005. (Zu: „Saint Tropez“).
- Moritz, Rainer:** „Wiener Crèmeschnitten“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10./11.12.2005. (Zu: „Saint Tropez“).
- Henning, Peter:** „Früher begann der Tag mit einer Schusswunde – und heute?“. In: Basler Zeitung, 11.11.2005. (Porträt).
- Roos, Peter:** „Denken mit den Hüften“. In: Die Presse, Wien, 7.1.2006. (Zu: „Saint Tropez“).
- Richter, Sandra:** „Die nackte Prinzessin“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.12.2009. (Zu: „Lied von der Liebe“).
- Signer, David:** „Männer sind schwach“. In: NZZ am Sonntag, 19.9.2010.

- Weidermann, Volker:** „Die alte Welt zerfällt“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 27.2.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Osterkamp, Ernst:** „Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.3.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Michaelsen, Sven:** „Poesie ist unzerstörbar“. Gespräch. In: Welt am Sonntag, 6.3.2011.
- März, Ursula:** „Hinter dem Dickicht der Fäuste plötzlich: Ein Vater!“. In: Die Zeit, 17.3.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Michaelsen, Sven:** „Geld ist etwas Primitives“. Gespräch. In: Die Weltwoche, 17.3.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Halter, Martin:** „Wenn der Vater mit dem Sohne“. In: Badische Zeitung, 26.3.2011. Unter dem Titel: „Elegie eines alternden Machos Sohne“ auch in: Berliner Zeitung, 1.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Gertz, Holger:** „Ach“. In: Süddeutsche Zeitung, 26./27.3.2011. (Porträt).
- Irmiler, Gunter:** „Kleine Tragödien des Alltags“. In: Mannheimer Morgen, 1.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Fessmann, Meike:** „Der gelungene Kartenspielertrick“. In: Süddeutsche Zeitung, 2./3.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Schmickl, Gerald:** „Donald Duck als Menschengenie“. In: Wiener Zeitung, 9.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Angele, Michael:** „Herzrhythmusstörungen“. Gespräch. In: Freitag, 14.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Hillgruber, Katrin:** „Spätnachmittag eines Fauns“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 17.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Thuswaldner, Anton:** „Ein Heldenepos in eigener Sache“. In: Salzburger Nachrichten, 20.4.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Pichler, Georg:** „Wie ein Stich mit scharfem Messer“. In: Die Presse, Wien, 14.5.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Schröder, Christoph:** „Eine linke Gerade“. In: Frankfurter Rundschau, 9.6.2011. (Zu: „Das Geschenk“).
- Schleicher, Michael:** „Eine Sache des Herzens“. Interview. In: Die Welt, 23.12.2011. (Zu „Das Mädchen und der Messerwerfer“, Tanztheater).
- Jędrzejewski, Maciej:** „Wondratschek, Wolf: Das Geschenk“. [Rezension]. In: Studia niemcoznawcze. Bd.48. Warszawa (Uniwersytet Warszawski, Instytut Germanistyki) 2011. S.565–566.
- Linder, Christian:** „Aber wo ist das Leben? Über Wolf Wondratschek“. In: Ders.: Noten an den Rand des Lebens. Portraits und Perspektiven. Berlin (Matthes & Seitz) 2011. S.685–689.
- Bergmann, Katrin** (Hg.): „Einsam sein im Sommer. Sieben Installationen nach einem Gedicht von Wolf Wondratschek“. Ausstellung im Museum für Verwandte Kunst, Köln 29.April bis 1.Juli 2012. Lindlar (Neue Sachlichkeit) 2012.

- Brug, Manuel:** „Wolf Wondratschek hohl vertanzt“. In: Die Welt, 3.2.2012. (Zu: „Das Mädchen und der Messerwerfer“, Tanztheater).
- Biskupek, Matthias:** „Bin ich das Arschloch der Achtziger Jahre?“. Aus einem Radio-Essay zum 70. Geburtstag von Wolf Wondratschek“. In: Palmbaum. 2013. H.2. S.253–255.
- Fasthuber, Sebastian:** „Einer, der hinschaut“. In: Die Presse, Wien, 27.7.2013. (Zu: „Mittwoch“).
- Hieber, Jochen:** „Es schweift der Geist“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.8.2013. (Zu: „Mittwoch“).
- Peters, Sabine:** „Taler, Taler, du musst wandern“. In: Berliner Zeitung, 14.8.2013. (Zum 70. Geburtstag und zu „Mittwoch“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Der Windhauch der Poesie“. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.8.2013. (Zum 70. Geburtstag und zu „Mittwoch“).
- Steinmetzger, Ulrich:** „Migräne statt Schusswunden“. In: Mannheimer Morgen, 19.8.2013. (Zu: „Mittwoch“).
- Winder, Christoph:** „Das Leben im freien Fluss“. In: Der Standard, Wien, 25.10.2013. (Zu: „Mittwoch“).
- Gutschke, Irmtraud:** „Das Atmen und das Lachen“. In: neues deutschland, 7.11.2013. (Zu: „Mittwoch“).
- Grüneberger, Ralph:** „Dir ein Leben ohne Leid“. In: neues deutschland, 22.12.2014. (Zu: „For a life without a dentist“).
- Weidermann, Volker:** „Bestseller, Auflage: 1“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 5.4.2015. (Zum Manuskript „Selbstbild mit Ratte“).
- Tobler, Andreas:** „Der linke Haken des Boxfans“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 10.4.2015. (Zu: „Selbstbild mit Ratte“).
- Strauß, Simon: „Pro Gedicht 9800 Euro. Texte im Rahmen und absolut original: Der Schriftsteller Wolf Wondratschek setzt aufs Unikat, um neue Einnahmenquellen aufzutun“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.2.2016.
- Frasch, Timo: „Es kann gar nicht genug Raucher geben“. Interview. In: Frankfurter Allgemeine Magazin, Oktober 2016.
- Lhotzky, Martin: „Dann ein Abendessen mit Dürrenmatt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.10.2017. (Zum Alternativen Büchner-Preis).
- Friedrich, Hans-Edwin / Rauen, Christoph (Hg.): „Wolf Wondratschek“. TEXT+KRITIK. H.125. München (edition text+kritik) 2017. (Mit Beiträgen von Frieder von Ammon, Johanna Bohley, Nicolas Buck, Ingo Irsigler, Christoph Rauen, Jan Röhnert, Rüdiger Zymner und einer Auswahlbibliografie).
- Kister, Stefan: „Der Künstler als alter Mann“. In: Stuttgarter Zeitung, 9.8.2018. (Zu: „Selbstbild“).
- Dotzauer, Gregor: „Der Mann, der niemals wiederkommt“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 11.8.2018. (Zu: „Selbstbild“, „Gesammelte Gedichte“).
- Vom Hove, Oliver: „Genie ist ein Fluch, eine Verdammnis“. In: Die Presse, Wien, 11.8.2018. (Zu: „Selbstbild“).

Encke, Julia: „Weil ich den Applaus hasse“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 12. 8. 2018. (Zu: „Gesammelte Gedichte“).

Olbert, Frank: „Ein Gesetzesbrecher aus Deutschland“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 14. 8. 2018. (Zum 75. Geburtstag).

Rüdenauer, Ulrich: „Der Popstar ist zum filigranen Wortzauberer gereift“. In: Badische Zeitung, 14. 8. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Widmann, Arno: „Ein Liebhaber der Grenzüberschreitung“. In: Berliner Zeitung, 14. 8. 2018. (Zum 75. Geburtstag).

Liebert, Juliane: „Am Ende erwischt es einen doch“. In: Süddeutsche Zeitung, 27. 8. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Brachmann, Jan: „Altern ist nichts für Feiglinge“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. 8. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Widmann, Arno: „Freiheit und Pellkartoffeln“. Gespräch. In: Berliner Zeitung, 20. 9. 2018.

Widmann, Arno: „Das Einzige, das mir beim Schreiben hilft, sind Zigaretten und Kaffee“. Gespräch. In: Frankfurter Rundschau, 8. 10. 2018.

Rebhandl, Manfred: „Unerklärliche Dummheiten des Schicksals“. In: Der Standard, Wien, 13. 10. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Uthoff, Jens: „Was, guter gütiger Gott, gegen Tränensäcke tun?“. In: die tageszeitung, 23. 10. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Herbst, Alban Nikolai: „Wie glücklich man dabei sein kann“. In: Volltext. 2018. H.3. S.72f. (Zu: „Selbstbild“).

Joel, Fokke: „Selbst ist der Autor“. In: neues deutschland, 25. 10. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Rüdenauer, Ulrich: „Im besten Sinne reifes Buch“. In: Mannheimer Morgen, 27. 10. 2018. (Zu: „Selbstbild“).

Nutt, Harry: „Ich hänge in der Luft und du kannst fliegen“. In: Berliner Zeitung, 18. 3. 2019. Auch in: Frankfurter Rundschau. (Zu: Interzone: „Letzte Ausfahrt“).

Aust, Stefan / Delius, Mara: „Ich bin nicht die Posaune von irgendeiner Ideologie“. Gespräch. In: Die Welt, 13. 4. 2019.

Mylo, Ingrid: „Stille ist stärker als jedes Wort“. In: Badische Zeitung, 8. 6. 2019. (Zu: „Erde und Papier“).

Leitner, Joachim: „Anpassen ist keine Alternative“. In: Tiroler Tageszeitung, 12. 8. 2019. (Zu: „Gesammelte Gedichte“).

Grabovac, Alem: „Ich bin nur der, der tippt“. In: die tageszeitung, 27./28. 7. 2019. (Interview in Stichworten).

May, Stefan: „Von der Poesie des Boxens“. In: Die Presse, Wien, 24. 8. 2019. (Zu: „Erde und Papier“).

Friedrich, Hans-Edwin: „Wie Wolf Wondratschek zum Rockpoeten wurde. Zu ‚Chuck’s Zimmer‘ (1975)“. In: Ingo Irsigler / Ole Petras / Christoph Rauen (Hg.): Deutschsprachige Pop-Literatur von Fichte bis Bessing. Göttingen (V&R unipress) 2019. S.65–84.

Vom Hove, Oliver: „Wonnen der Gewöhnlichkeit“. In: Die Presse, Wien, 31. 7. 2021. (Zu: „Dante“).

Pisa, Peter: „Den Tönen am Klavier beim Verklingen zuhören“. In: Kurier, Wien, 21. 8. 2021. (Zu: „Dante“).

Fischer, Sebastian: „Homer lebt, Dante auch“. In: Mannheimer Morgen, 17. 9. 2021. (Zu: „Dante“).

Müller, Burkhard: „Die Ruhe nach der Odyssee“. In: Süddeutsche Zeitung, 12. 10. 2021. (Zu: „Dante“).

Winder, Christoph: „Wer redet, hört die Toten nicht“. In: Der Standard, Wien, 12./13. 8. 2023. (Zu: „Einige Gedichte“ und zum 80. Geburtstag).

Dubbe, Daniel: „Hier darf man noch rauchen“. In: Junge Welt, 14. 8. 2023. (Zu: „Einige Gedichte“ und zum 80. Geburtstag).

Gropp, Rose-Maria: „Dieser unverwechselbare Ton“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. 8. 2023. (Zum 80. Geburtstag).

Otti, Albert: „Der einstige Rock-Poet schlägt leisere Töne an“. In: Badische Zeitung, 14. 8. 2023. (Zu: „Einige Gedichte“ und zum 80. Geburtstag).

Schäfer, Frank: „Der Rest ist Poesie“. In: nd. Der Tag, 14. 8. 2023. (Zum 80. Geburtstag).

Winkler, Willi: „Dichter in Volksausgabe“. In: Süddeutsche Zeitung, 14. 8. 2023. (Zum 80. Geburtstag).

Weidermann, Volker: „Letzte Schusswunden“. In: Die Zeit, 17. 8. 2023. (Zum 80. Geburtstag).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.10.2023

Quellenangabe: Eintrag "Wolf Wondratschek" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000610>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)